**JAHRES- UND
TAGUNGSBERICHT DER
GÖRRES-GESELLSCHAFT
1952**

MIT DEN WÜRZBURGER VORTRÄGEN VON
HIGINI ANGLÉS · GEORG GRAF
HERMANN KUNISCH · FELIX MAINX
ALFRED VON VERDROSS

1953

KOMMISSIONS-VERLAG J. P. BACHEM · KÖLN

INHALTSVERZEICHNIS

Erster Teil	Seite
Wissenschaftliche Beiträge:	5
Alfred von Verdross: Die Stellung des apostolischen Stuhles in der internationalen Gemeinschaft	5
Higini Anglés: Die moderne Musikwissenschaft und die katholische Kultur	14
Hermann Kunisch: Dichtung als Wirklichkeit	23
Georg Graf: Wissenschaftliches Leben bei den Christen des Vorde- ren Orients in der Gegenwart	35
Felix Mainx: Der Begriff des Gens in der modernen Vererbungsfor- schung	45
Die Würzburger Generalversammlung	53
Ansprache von Professor Dr. Hans Peters	55
Sektionsberichte	60
Zweiter Teil	
Jahresbericht, erstattet von Professor Dr. Hermann Conrad	80
I. Vorstand, Sektionsleiter und Beirat	80
II. Mitgliederstand	83
III. Unsere Toten	83
IV. Kassenbericht und Vermögenslage	84
V. Institute und Auslandsbeziehungen	84
VI. Aus der Arbeit der Gesellschaft	88
VII. Historisches Jahrbuch	90
Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft seit 1945	90

Wissenschaftliche Beiträge

Alfred von Verdross

Die Stellung des Apostolischen Stuhles in der internationalen Gemeinschaft

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg (Oktober 1952)

I.

Wenn man vor dem Lateranvertrag vom 11. Feber 1929 über die Stellung des Apostolischen Stuhles in der internationalen Gemeinschaft schreiben oder sprechen wollte, so mußte man sich vor allem mit dem damals noch vielfach umstrittenen Problem der Völkerrechtssubjektivität des Apostolischen Stuhles auseinandersetzen. Durch den Lateranvertrag ist aber nicht nur ein neues Völkerrechtssubjekt, nämlich der Staat der Vatikanischen Stadt begründet worden, durch ihn wurde ebenfalls außer Streit gestellt, daß auch der Apostolische Stuhl als solcher eine souveräne Gewalt in der internationalen Gemeinschaft besitzt. Darüber finden wir im Lateranvertrag nicht weniger als vier Stellen. Zunächst in der Präambel, wo gesagt wird, daß der neue Kirchenstaat geschaffen wurde, um dem hl. Stuhle eine absolute und sichtbare Souveränität auch im internationalen Bereich zu sichern, dann im Art. 2, durch den Italien die Souveränität des hl. Stuhles auch im internationalen Bereiche (pure nel campo internazionale) anerkannt, sowie im Art. 24, wo wiederum betont wird, daß der hl. Stuhl auch in der internationalen Gemeinschaft eine souveräne Autorität darstellt. Schließlich hebt Art. 12 hervor, daß der diplomatische Verkehr zwischen den Staaten und dem hl. Stuhl im allgemeinen Völkerrecht begründet ist. Auf diesen Punkt braucht daher nicht mehr näher eingegangen zu werden.

Unsere heutige Aufgabe ist es vielmehr, die Funktionen zu untersuchen, die der hl. Stuhl in der internationalen Gemeinschaft im Laufe der Geschichte ausgeübt hat und noch weiter ausübt. Dabei wollen wir uns aber darauf beschränken, die allgemeine Rechtslage darzustellen, ohne auf die besonderen Rechtsverhältnisse einzugehen, die zwischen dem Papste und einzelnen Staaten bestanden haben. So waren z. B. im Mittelalter verschiedene Staaten Vasallen des Apostolischen Stuhles. Das 1192 erschienene Werk „*liber censuum ecclesiae Romanae*“ des Kämmerers Cencius bezeichnet folgende Länder als vom Papste lehensrechtlich abhängig: Polen, Sizilien, Spanien, Dänemark, Böhmen, England, Kiew, Kroatien und Dalmatien, Aragon und Portugal, da diese Länder dem Papste den Lehenseid und einen Lehenszins geleistet haben. Eine besondere Stellung gegenüber dem hl. Stuhle hatte ferner der vom Papste gekrönte Kaiser. Ebensowenig werden wir uns mit den Beziehungen zwischen den Staaten und dem Staate der Vatikanischen Stadt beschäftigen. Von diesen besonderen Rechtsbeziehungen wollen wir also absehen und ausschließlich jene Autorität des Papstes betrachten, die der Papst gegenüber den Staaten im allgemeinen ausgeübt hat und weiterhin ausübt.

In dieser Richtung können wir drei Perioden unterscheiden. Die erste reicht vom Untergang des weströmischen Reiches bis zur Glaubenspaltung. In dieser Zeit war der Papst das allgemein anerkannte leitende Organ der christlichen Völkerfamilie, in der er – wie wir

gleich hören werden – verschiedene Funktionen erfüllt hat. Die zweite Periode umfaßt das 16., 17. und 18. Jahrhundert, in der sich die internationale Tätigkeit des Papstes im wesentlichen darauf beschränkt, als Vermittler zwischen den Staaten aufzutreten, um zwischen ihnen aufgetretene Streitigkeiten zu bereinigen. Mit dem Pontifikate Leos XIII. beginnt dann die dritte Periode, in welcher der Apostolische Stuhl wieder stärker in der internationalen Gemeinschaft hervortritt und auch in grundsätzlicher Weise zu internationalen Fragen Stellung nimmt¹⁾.

II.

Wir beginnen mit der ersten Periode. Hier müssen wir zunächst auf eine Stelle hinweisen, die erstmalig das Verhältnis zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt beleuchtet. Es handelt sich dabei um ein Schreiben des Papstes Gelasius I., das er 494 an den oströmischen Kaiser Anastasius Augustus gerichtet hat. Dort schreibt der Papst: „Duo sunt quibus principaliter mundus hic regitur, auctoritas sacra pontificum et regalis potestas, in quibus tanto gravius est pondus sacerdotum, quanto etiam pro ipsis regibus Domino in divino reddituri sunt examine rationem.“²⁾ In dieser Urkunde wird also bereits deutlich ausgesprochen, daß es zwei Gewalten sind, die Gott auf Erden eingesetzt hat: die geistliche und die weltliche. Darin wird aber zugleich zum Ausdruck gebracht, daß der geistlichen Gewalt ein gewisser Vorrang zukommt, daß diese Gott gegenüber auch für die weltliche Gewalt Rechenschaft schuldig ist.

Einige Jahrhunderte später schreibt Papst Innozenz III. dem oströmischen Kaiser Alexius am 21. II. 1201: „Non negamus, quin praecellat in temporalibus imperator, illis dumtaxat qui ab eo recipiunt temporalia. Sed pontifex in spiritualibus antecellit, quae tanto sunt temporalibus digniora quanto corpori est praeferenda anima...“³⁾ Auch diese Stelle anerkennt also einen Dualismus der Gewalten, sie betont aber ebenfalls, daß die geistliche Gewalt das Übergewicht hat.

Demgegenüber sei vergleichsweise auf ein Schreiben desselben Papstes hingewiesen, der 1200 bemerkt, daß ihm gegenüber dem von ihm gekrönten Kaiser eine das normale Ausmaß überschreitende Gewalt zustehe, und zwar mit der Begründung „quoniam Imperator a Summo Pontifice finalem, sive ultimam manus impositionem promotionis propriae accipit, dum ab eo benedicatur, coronatur et de imperio investitur.“⁴⁾ Ebenso

¹⁾ Über die erste Periode unterrichtet uns vor allem ein neues Quellenwerk, nämlich die 1946 erschienenen „Acta pontificia juris gentium“, das 2803 Regestenstellen aus päpstlichen Urkunden enthält, die der italienische Historiker Vismara zusammengetragen und der Mailänder Professor der dortigen katholischen Universität Balladore Pallieri systematisch geordnet hat. Ältere Quellenwerke über diesen Gegenstand sind folgende:

Goldast: *Monarchiae s. Romani Imperii s. tractatus de iurisdictione imperiali, regia et pontificia seu sacerdotali*, vol. I–III, 1668.

Mansi: *Conciliorum nova et amplissima collectio*, 1757, vol. XXVI–XXXI.

Waterich: *Vitae pontificum Romanorum (saeculo IX usque ad finem saeculi XIII)*, 1862.

Eichmann: *Kirche und Staat, Quellensammlung zur kirchlichen Rechtsgeschichte*, 1912–1914, I–IIbd., 1925.

Mirbt: *Quellen zur Geschichte des Papsttums*, 1924.

Außerdem finden wir darüber eine ausgezeichnete Darstellung im „Recueil des Cours“ der Haager Akademie für Internationales Recht, Bd. 44 (1933), S. 317–437 aus der Feder von Michel Zimmermann.

Über die zweite und dritte Periode finden wir, abgesehen vom Monumentalwerke von Pastor, wertvolle Angaben insbesondere in den Haager Vorlesungen von Pierre Goyau, *Recueil des Cours*, Bd. 6 (1925), sowie im Buche von Tischleder, *Die Staatslehre Leos XIII.* (1925) und in der Schrift des protestantischen Professors Wehberg, *Das Papsttum und der Weltfriede* (1915).

²⁾ *Acta pontificia juris gentium*, S. 3.

³⁾ Ebendort, S. 6.

⁴⁾ Ebendort, S. 5.

unterscheidet Innozenz IV. zwischen seiner Autorität gegenüber dem Kaiser und den anderen Fürsten mit den Worten: „aliud est de reliquis regibus, quibus per haereditariam successionem suorum proveniunt iura regnorum, aliud de imperatore Romano, qui per liberam Germaniae principum electionem assumitur, in quos ius et potestas eligendi regem, in imperatorem a nobis postmodum promovendum.“⁵⁾

Diese Unterscheidung scheint dann allerdings Bonifaz VIII. aufgegeben zu haben, da er am 5. Dezember 1301 dem französischen König Philipp dem Schönen ganz allgemein schreibt: „Constituit enim nos Deus super reges et regna“⁶⁾ und in der berühmten Bulle „Unam sanctam“ sagt: „Uterque est in potestate ecclesiae, spiritualis scilicet gladius et materialis. Sed is quidem pro ecclesia, ille vero ab ecclesia exercendus. Ille sacerdotis, is manu regum et militum, sed ad nutum et patientiam sacerdotis. Oportet autem gladium esse sub gladio, et temporalem auctoritatem spirituali subiici potestati.“⁷⁾ Damit scheint Bonifaz VIII. jene Lehre zu stützen, welche die Kirche in einen alle Staaten überspannenden Weltstaat umdeuten wollte. Die Hauptvertreter dieser Lehre waren Aegidius Colonna in seiner Schrift „De ecclesia potestate“ (1302) und Jacob Capocci de Viterbo in der im gleichen Jahre erschienenen Arbeit „De regimine christiano.“⁸⁾ Nach dieser Lehre ist die Kirche die universelle Rechtsgemeinschaft schlechthin, der alle anderen Gemeinschaften eingliedert sind. Daher sei die Kirche die einzige originäre Gewalt, während die christlichen Staaten nur eine abgeleitete Gewalt ausüben. Diese monistische Theorie führt auch zum Ergebnis, daß die außerchristlichen Völker überhaupt keine rechtmäßige Staatsgewalt begründen und kein rechtmäßiges Eigentum erwerben und besitzen können.

Diese monistische Theorie steht aber mit der augustisch-thomistischen Lehre in Widerspruch, welche zwar die ganze Christenheit als eine große „res publica sub Deo“ betrachtet „cuius caput est Christus“⁹⁾, innerhalb dieser Einheit aber eine Gliederung in Kirche und Staaten anerkennt, denen verschiedene Aufgaben zukommen. Ebenso anerkennt diese Lehre, daß die staatliche Gewalt nicht von der Kirchengewalt abgeleitet ist, sondern unmittelbar auf dem Naturrecht beruht, weshalb auch nichtchristliche Völker Staatsgewalt und Eigentum besitzen können.

Dazu kommt, daß auch Bonifaz VIII. dem französischen König Philippe le Bel auf seinen Protest gegen die Bulle „Unam Sanctam“ geantwortet hat, er wisse wohl, daß es zwei von Gott eingesetzte Gewalten gebe. Er wolle daher keine grundsätzliche Gewalt gegenüber dem König ausüben, dieser könne aber nicht leugnen, daß er für jede Verletzung der „lex divina“ dem Papste verantwortlich sei *ratione peccati*¹⁰⁾. Damit hat auch Bonifaz VIII. zur traditionellen Lehre zurückgefunden, die dann Leo XIII. abschließend in die Formel zusammengefaßt hat, daß beide: Kirche und Staat innerhalb ihres Bereiches souverän sind (*utraque est in suo genere maxima*), daß aber der Kirche infolge ihres höheren, übernatürlichen Zieles, das Recht zusteht, jene staatlichen Anordnungen, die dem göttlichen Rechte oder dem Naturrechte widersprechen, als unverbindlich zu erklären.

Der Dualismus von Kirche und Staat findet seinen positiv-rechtlichen Niederschlag in der Begründung gegenseitiger diplomatischer Beziehungen zwischen dem Apostolischen

⁵⁾ Ebendort, S. 7.

⁶⁾ Ebendort, S. 8.

⁷⁾ Ebendort, S. 9.

⁸⁾ Darüber nunmehr v. d. Heydte, Die Geburtsstunde des souveränen Staates (1952), S. 76 ff. Er führt diese Doktrin bis auf Gervasius von Tilburg (1150–1220) unter Innozenz III. zurück. Als weitere Vertreter werden dort genannt: Guido Vernani und Alvaro Pelazo.

⁹⁾ Thomas v. Aquino, Summa, qu. 8a, 1–2.

¹⁰⁾ Hayward, Histoire des Papes (1929), S. 289.

Stuhle und den Staaten, sowie im Abschluß von Konkordaten auf der Grundlage der Koordination beider Gewalten.

Hingegen findet der moralische Vorrang des Apostolischen Stuhles gegenüber den Staaten darin seinen Ausdruck, daß der Papst seit altersher als Hüter und Wahrer des Völkerrechts auftritt.

Aber auch hier zeigt es sich, daß der Papst keineswegs als überstaatlicher Gesetzgeber fungiert, der den Staaten Normen ihres gegenseitigen Verhaltens auferlegt, sondern er hat auch in der internationalen Gemeinschaft nur die Aufgabe, jene Rechtsgrundsätze zu verteidigen, die sich aus dem göttlichen Rechte oder dem Naturrechte ergeben. Seine Aufgabe ist es daher, den Staaten diese Grundsätze in Erinnerung zu bringen, sie aufzufordern sie zu befolgen, sie zu ermahnen, wenn sie sie mißachten und überhaupt für die Einhaltung des Rechts und der Moral zwischen den Völkern einzutreten.

Darüber geben uns insbesondere die „Acta pontificia juris gentium“ von Vismara und Balladore Pallieri einen ausgezeichneten Aufschluß, da sie uns zeigen, in welcher Weise die Päpste diese Aufgabe durch alle Jahrhunderte hindurch unermüdlich erfüllt haben.

So ermahnen z. B. die Päpste die Staaten, die von ihnen abgeschlossenen Verträge einzuhalten, sie verurteilen aber umgekehrt erzwungene Verträge oder solche mit einem unsittlichen Inhalt¹¹⁾. Die Päpste fordern die Staaten wiederholt auf, ihre gegenseitigen Rechte zu respektieren und freundschaftlich zusammenzuarbeiten¹²⁾. Die Päpste anerkennen aber auch neue Staaten, neue Regierungen¹³⁾, sowie Gebietserwerbungen, und sie bestätigen neue Grenzen¹⁴⁾. Von besonderem Interesse sind ferner jene Fälle, wo die Päpste gegen Exzesse der Staatsgewalt zum Schutze der unterdrückten Untertanen auftreten¹⁵⁾. Diese päpstliche Praxis bildet die Grundlage jener Einrichtung, die man dann im 19. Jahrhundert „l'intervention d'humanité“ genannt hat, d. h. die Einmischung in die Angelegenheiten eines Staates, der die Menschenrechte verletzt hat. So finden wir schon 591 ein Verbot des Papstes Gregor I., die Juden zur Taufe zu zwingen, welches Verbot durch Leo VII. (937–39) und Alexander II. (1065) wiederholt wird. 599 gebietet Gregor I., den Juden eine geraubte Synagoge zurückzugeben. Einen analogen Auftrag erteilt Alexander II. (1063). 1274 verbietet Gregor X., den jüdischen Gottesdienst zu stören. 1231 ermahnt Gregor IX. den Kaiser Friedrich, kein „obrutor publicae libertatis“ zu sein. Wiederholt setzen sich auch die Päpste für die Rechte der Ausländer ein¹⁶⁾.

Die größte Rolle im internationalen Leben spielen aber die Päpste als Vermittler, um Streitigkeiten zwischen den Staaten friedlich beizulegen. Hingegen wirken die Päpste als Schiedsrichter regelmäßig nur mit Zustimmung beider Streitparteien, und nur ausnahmsweise „ex auctoritate apostolicae sedis“¹⁷⁾, woraus sich wiederum ergibt, daß die Päpste keine überstaatliche, weltliche Gewalt, von besonderen Rechtstiteln abgesehen, in Anspruch genommen haben. Richtig bemerkt daher der Kirchenrechtslehrer Hergenröther, daß die Päpste gegenüber den christlichen Staaten nicht als Herren, sondern als Familienväter aufgetreten sind¹⁸⁾.

¹¹⁾ Acta pontificia juris gentium, S. 113 ff.

¹²⁾ Ebendort, S. 138.

¹³⁾ Ebendort, S. 141 ff.

¹⁴⁾ Ebendort, S. 227 ff.

¹⁵⁾ Ebendort, S. 167 ff.

¹⁶⁾ Ebendort, S. 182, 195 ff.

¹⁷⁾ v. d. Heydte, a. a. O. S. 130 weist aber auf einige Fälle dieser Art hin.

¹⁸⁾ Lehrbuch des Kirchenrechts (1905) S. 47.

Schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß sich seit dem 3. Lateran-Konzil von 1179 auch der Ansatz einer internationalen Sanktionsgewalt entwickelt hat¹⁹⁾. So finden wir z. B. päpstliche Aufforderungen, einem angegriffenen Staate Hilfe zu leisten oder gegen einen Staat einzuschreiten, der einen Bündnisvertrag mit den Ungläubigen abgeschlossen hat, sowie das Gebot, die wirtschaftlichen Beziehungen mit Staaten abzubauen, welche das Recht verletzt haben. Außerdem kennen wir auch päpstliche Anordnungen, die Sarazenen aus Spanien zu vertreiben und jene zu unterstützen, welche die Sarazenen bekämpfen²⁰⁾. Diese von den Päpsten organisierte Sanktionsgewalt ist aber schon innerhalb der Kirche auf heftige Widerstände gestoßen und ist seit dem Ende des Mittelalters ganz verschwunden²¹⁾.

Aus diesen Ausführungen ersehen wir aber, daß die christliche Völkerfamilie des Mittelalters eine organisierte Rechtsgemeinschaft war, in welcher der Papst als zentrales Organ der Hütung und Durchsetzung des Völkerrechts fungiert hat.

III.

Mit dem Zerfall der christlichen Einheit durch die Glaubensspaltung verändert sich jedoch das bisher gezeichnete Bild wesentlich, da die protestantischen Staaten den Papst nicht nur als Oberhaupt der Kirche, sondern auch als Hüter des Völkerrechts abgelehnt haben. Dazu kommt, daß mit der Herausbildung der Großmächte selbst die katholischen Staaten ihre Souveränität überbetont haben. Gleichwohl haben die Päpste auch in dieser Periode fallweise als Vermittler zwischen den Staaten weitergewirkt. So kam z. B. die zehnjährige Waffenruhe zwischen Karl V. und König Franz I. vom 18. Juni 1538 durch die Vermittlung des Papstes Paul III. zustande. Ebenso wurde der Friedensvertrag von 1582 zwischen dem Zaren Iwan IV. und dem Polenkönig durch einen Vertreter des Papstes Gregor XIII. vermittelt. Verschiedene andere Vermittlungsversuche der Päpste scheiterten am Widerstand der Staaten, so z. B. die Vermittlung zwischen Spanien und Frankreich unter Kardinal Mazarin²²⁾. Aber selbst in dieser Zeit, in der den Päpsten ein wirksames Eingreifen im Interesse des Friedens unmöglich gemacht wurde, sind sie wenigstens symbolisch durch die Prägung einer Friedensmünze für den Frieden eingetreten²³⁾.

Diese Zurückdrängung des Papsttums aus der internationalen Gemeinschaft ist aber auch von hervorragenden Protestanten bedauert worden. So hat vor allem der große Philosoph Leibniz unter dem Pseudonym Caesarinus Fürstenerius darauf hingewiesen, wie sehr in der Neuzeit ein zentrales Organ der Staatengemeinschaft fehlt, wie es der Papst im Mittelalter gewesen war. Eine ähnliche Bemerkung findet sich in der Einleitung seines „Codex juris gentium diplomaticus“ (1693). In seinen Bemerkungen zum bekannten Friedensprojekte des Abbé St. Pierre macht Leibniz neuerlich auf diesen Mangel der modernen Staatengemeinschaft aufmerksam, woraus wir ersehen, wie sehr Leibniz diesen Zustand bedauert hat.

Zur Zeit der Französischen Revolution hat dann der englische Staatsmann Pitt betont, daß nur der Papst das notwendige Zentrum der Staatengemeinschaft bilden könnte. Gegenüber dem französischen Bischof Conzié von Arras sagte Pitt (1794) nach dem Berichte dieses Bischofs: „Je pense qu'un bien commun devrait tous nous réunir. Le pape peut seul être ce centre. Son autorité, momentanément affaiblie par des causes regrettables, peut très

¹⁹⁾ Acta pontificia juris gentium, S. 493 ff.

²⁰⁾ Ebendort, S. 551 ff.

²¹⁾ Zimmermann, a. a. O., S. 389 f.

²²⁾ Goya, a. a. O., S. 208 f.

²³⁾ Ebendort, S. 210 f.

facilement recouvrer le prestige perdu. Rome seule peut faire entendre une voie impartiale et dégagée de toute préoccupation extérieure“²⁴).

20 Jahre später bläst St. Simon in dasselbe Horn in seiner Schrift: *De la réorganisation de la société européenne ou de la nécessité et des moyens de rassembler les peuples d'Europe en un seul corps politique en conservant à chacun son indépendance nationale*“ (1814).

Schließlich ist der schottische Protestant David Urquhart in zahlreichen Memoranden an verschiedene katholische Persönlichkeiten mit dem Appell herangetreten, die Päpste mögen die Erneuerung des Völkerrechts in die Hand nehmen. Insbesondere sei auf sein Buch „*Appel d'un Protestant au Pape pour le rétablissement du droit des nations.*“ hingewiesen. Pius IX. bemerkte dazu, nachdem er diesen stürmischen Aufruf eingehend studiert hatte: *Die Morgenröte wird kommen!*²⁵)

IV.

Tatsächlich begann sich bald der Horizont zu lichten. Den Auftakt dazu bildet das Ersuchen des Reichskanzlers Bismarck an Papst Leo XIII., den Karolinen-Streit mit Spanien zu schlichten.²⁶) Das war 1885, also kurz nach der Besetzung des Kirchenstaates durch Italien, von großer politischer Bedeutung, da damit dem Bestreben bestimmter Kreise entgegengetreten wurde, den Papst auf seine innerkirchlichen Funktionen zu beschränken. Doch Bismarck erklärte, daß für ihn der Gebieter „über das Gewissen“ vieler Millionen auch eine „politische Figur“ sei, vor der er, wie vor allen realen Mächten, einen angeborenen Respekt habe²⁷). Leo XIII. entsprach diesem Ersuchen und erstattete einen Vermittlungsvorschlag, der zur Zufriedenheit beider Teile ausfiel²⁸) und daher von beiden angenommen wurde. Noch viel wichtiger ist es aber, daß Leo XIII. und die ihm nachfolgenden Päpste zu internationalen Fragen nicht nur von Fall zu Fall, sondern auch in wiederholten grundsätzlichen Erklärungen Stellung genommen haben.

So hat schon Leo XIII. auf die unentbehrlichen Voraussetzungen und Grundbedingungen einer friedlichen Völkergemeinschaft mit allem Nachdruck hingewiesen. Vor allem wandte er sich gegen die damals weit verbreitete Auffassung, daß ein *fait accompli* Recht schaffe. „Da der Friede seiner Natur nach die Ruhe in der Ordnung ist (*tranquillitas ordinis*), so muß folgerichtig – sagt Leo XIII. – die Eintracht sowohl der Bürger untereinander, sowie auch der Staaten untereinander sich vornehmlich auf die Gerechtigkeit und Liebe stützen. Niemanden verletzen, fremdes Recht heilig zu halten, gegenseitige Treue und Liebe pflegen, das sind offenkundig die stärksten und unveränderlichsten Bande der Eintracht...“²⁹).

In seinem Schreiben an den Zaren Nikolaus II., der ihn um Unterstützung seines Friedensprojektes bat, das der I. Haager Friedenskonferenz (1899) vorgelegt werden sollte, läßt Leo XIII. durch Kardinal Rampolla am 5. September 1898 antworten: „Der Papst hält daran fest, daß der Friede nur dann Bestand haben kann, wenn er sich auf die Grundlage des christlichen öffentlichen Rechts stützt; denn darauf beruht die Eintracht der Fürsten untereinander, wie die Eintracht zwischen den Fürsten und ihren Völkern. Damit das gegenseitige Mißtrauen und die Veranlassungen zu Angriffs- und Verteidigungskriegen schwinden, die heute die Staaten dazu geführt haben, ihre Rüstungen auszugestalten, und damit ein Geist

²⁴) Crétineau-Joly, *l'église Romaine en face de la Révolution*, I, (1859), S. 189–197.

²⁵) Tischleder, *Die Staatslehre Leos XIII.* (1925) S. 410.

²⁶) Gertrude Robinson, *David Urquhart* (1920).

²⁷) Poschinger, *Fürst Bismarck, Neue Tischgespräche* (1894), I, S. 68.

²⁸) Strupp, *Wörterbuch des Völkerrechts*, I, S. 622.

²⁹) *Sanctissimi Domini Nostri Leonis Papae XIII. Allocutiones*, III, 215.

des Friedens sich durch die Völker des Erdkreises verbreite und sie dazu bringe, sich untereinander als Brüder zu betrachten, ist es erforderlich, daß die christliche Gerechtigkeit volle Geltung in der Welt habe, daß die Grundsätze des Evangeliums wieder zu Ehren kommen, und daß die schwierige Kunst, die Völker zu regieren, zur Hauptgrundlage die Gottesfurcht habe, die der Weisheit Anfang ist.“³⁰⁾

Auf das 2. russische Rundschreiben zur 1. Haager Friedenskonferenz vom 11. Jänner 1899 geht dann Leo XIII. auf die Mittel zur Austragung von zwischenstaatlichen Streitigkeiten mit folgenden Ausführungen ein:

„In der internationalen Gesellschaft der Staaten fehlt ein System gesetzlicher und moralischer Mittel, die geeignet wären, das Recht eines jeden zu bestimmen und zur Geltung zu bringen; es bleibt demnach nichts anderes übrig, als unmittelbar zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen; daher rührt auch das Wetteifern der Staaten im Ausbau ihrer militärischen Macht... Angesichts einer so unheilvollen Sachlage erscheint die Einrichtung einer Vermittlung und eines Schiedsgerichts als das geeignetste Heilmittel; sie entspricht in jeder Weise den Wünschen des Heiligen Stuhles... Vielleicht – und das wird ja bei den Verhandlungen der Konferenz besser hervortreten – darf man nicht einmal hoffen, daß das Schiedsgericht, das doch seiner Natur nach obligatorisch sein muß, unter allen Umständen Gegenstand einstimmiger Annahme und Zustimmung werden kann. Die Einrichtung einer Vermittlung, die mit Autorität ausgestattet, mit dem ganzen nötigen moralischen Einfluß bekleidet und mit der unerläßlichen Bürgschaft für Zuständigkeit und Unparteilichkeit versehen ist, ohne daß sie jedoch die Freiheit der streitenden Parteien antastet, würde weniger der Gefahr ausgesetzt sein, auf Hindernisse zu stoßen.“³¹⁾

Leo XIII. betont aber auch die Aufgabe der Päpste an der Erhaltung des internationalen Friedens selbst mitzuwirken. So antwortet er der Königin Wilhelmina von Holland, die ihn kurz vor dem Zusammentritt der 1. Haager Friedenskonferenz ebenfalls um seine moralische Unterstützung gebeten hatte: „Bei derartigen Unternehmungen gehört es nach Unserer Meinung zu Unserer ganz besonderen Aufgabe, nicht bloß eine moralische Unterstützung zu gewähren, sondern auch an den Beratungen wirklich teilzunehmen“³²⁾, an denen der Papst durch den Einspruch Italiens ausgeschaltet worden war, das dort die Aufwerfung der römischen Frage befürchtete. Und Leo XIII. fährt dann fort: „Es handelt sich (bei den Bemühungen um den Weltfrieden) um einen Gegenstand, der seiner Natur nach im höchsten Sinne edel ist und in inniger Verbindung steht mit Unserm erhabenen Amt; besitzt es doch von seinem göttlichen Stifter her und auf Grund mehrhundertjähriger Überlieferungen eine Art hohen amtlichen Auftrages (investiture), als Friedensvermittler tätig zu sein. In der Tat, die Autorität des Papsttums reicht hinaus über die einzelnen Nationen, sie umschließt innig alle Völker, um sie in dem wahren Frieden des Evangeliums zu einen; seine Tätigkeit zur Förderung des allgemeinen Wohles der Menschheit erhebt sich über die besondern Interessen, die die verschiedenen Staatsoberhäupter im Auge haben, und besser als irgend jemand weiß sie so viele Völker von so verschiedener Eigenart zur Eintracht zu vereinigen“³³⁾.

Während des ersten Weltkrieges hat dann der Apostolische Stuhl vor allem an der Betreuung der Kriegsgefangenen aktiv mitgearbeitet. Außerdem hat sich Papst Benedikt XV. seit seinem Regierungsantritt ständig bemüht, den Abschluß eines gerechten Friedensvertrages herbeizuführen. Am 1. August 1917 hat er den Kriegführenden den Plan eines dauern-

³⁰⁾ Wehberg, a. a. O., S. 97.

³¹⁾ Ebendort, S. 99.

³²⁾ Allocutiones, VII, 254.

³³⁾ Ebendort und bei Wehberg, a. a. O., S. 102.

den Friedens unterbreitet, der nicht nur auf die Beendigung des Weltkrieges, sondern auch auf die Herstellung einer neuen Friedensordnung gerichtet war. In dieser Richtung empfahl er bei der Regelung der Gebietsfragen „den Bestrebungen der Völker nach Maßgabe des Gerechten und Möglichen Rechnung zu tragen“, ferner eine gleichzeitige und gegenseitige Verminderung der Rüstungen bis zu dem Maße herbeizuführen, das zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung notwendig ist, schließlich ein allgemeines Schiedsgericht einzusetzen, unter Androhung bestimmter Nachteile gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, entweder die internationalen Streitigkeiten der Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen oder deren Entscheidungen anzunehmen³⁴⁾.

Nach dem ersten Weltkriege hat Pius XI. in seinem großen Rundschreiben vom 23. Dezember 1922 „Ubi arcano“ eingehend dargelegt, warum die Pariser Vorortverträge keinen wahren Frieden herbeiführen konnten. Pius XI. führt dafür drei Hauptgründe an, nämlich erstens den wirtschaftlichen Egoismus, zweitens den übersteigerten Nationalismus und schließlich die Verweisung Gottes und der Religion aus dem öffentlichen Leben. Pius XI. fordert daher ebenfalls die Wiederanerkennung des christlichen Sittengesetzes durch die internationale Gemeinschaft. Ausdrücklich sagt der Papst: „Ein Friede bloß dem äußeren Scheine nach, bei dem durch eine gewisse Höflichkeit der gegenseitige Verkehr geregelt und gestaltet wird, wird nicht viel nützen können; vielmehr bedarf es eines Friedens, der die Seelen durchdringt und friedlich stimmt und sie zu brüderlichem Wohlwollen gegen die anderen hinneigt und erzieht.“ Doch genüge auch die bloße Gerechtigkeit nicht, sie müsse vielmehr durch die Nächstenliebe ergänzt werden.

Außerdem nimmt auch Pius XI. zur Frage Stellung, wie weit die Zuständigkeit der Kirche in der internationalen Gemeinschaft reicht und stellt dazu fest, daß der Papst kraft göttlichen Auftrages berufen ist, die ganze sittliche Ordnung auszulegen und zu hüten, mag sich diese auf das private oder auf das öffentliche Leben beziehen. Daraus ergibt sich ein Doppeltes: Erstens positiv, daß die Kirche berufen ist, darüber zu wachen, daß auch die Staaten das göttliche Recht und das Naturrecht beobachten. Zweitens negativ, daß sich die Kirche in rein politische, sittlich indifferente Geschäfte nicht einmischen soll. „Nur wenn die bürgerliche Gewalt (mit Berufung auf die angebliche Unzuständigkeit der Kirche in rein politischen Fragen) Veranlassung nehmen sollte, nun ihrerseits den höhern Gütern, auf denen das ewige Heil der Menschen beruht, irgendwie hindernd entgegenzutreten, oder ihnen durch gottlose Gesetze und Anordnungen Schaden und Verderben zu drohen, oder die göttliche Verfassung der Kirche selbst zu erschüttern oder endlich die heiligen Rechte Gottes in der bürgerlichen Gesellschaft der Menschen mit Füßen zu treten, wird die Kirche von ihrem guten Recht (das zu hindern) Gebrauch machen.“

Denselben Gedanken finden wir im Art. 24 des Lateran-Vertrages zwischen dem Apostolischen Stuhle und Italien vom 11. Februar 1929 ausgesprochen, der lautet: „La Santa Sede, in relazione alla sovranità che Le compete anche nel campo internazionale, dichiara che Essa vuole rimanere e rimarrà estranea alle competizioni temporali fra gli altri Stati ed ai Congressi internazionali indetti per tale oggetto, a meno che le parti contendenti facciano concorde appello alla sua missione di pace, riservandosi in ogni caso di fare valere la sua potestà morale e spirituale.“

Diese Stelle des Lateran-Vertrages, der auch von den anderen Staaten anerkannt wurde, bildet den Abschluß einer alten Streitfrage und zugleich die authentische Interpretation unseres Problems. Art. 24 enthält drei Aussagen: Erstens, daß der Apostolische Stuhl auch im Bereiche des Völkerrechts eine souveräne Gewalt (neben den Staaten) besitzt. Zweitens, daß sich der Apostolische Stuhl in rein weltliche, zwischenstaatliche Angelegenheiten nicht

³⁴⁾ Müller, Das Friedenswerk der Kirche in den letzten drei Jahrhunderten (1927) S. 464.

einmischen wird, außer wenn ihn alle Streitparteien darum ersuchen, indem sie an seine Friedensmission appellieren. Drittens aber, daß es sich der Apostolische Stuhl in jedem Falle vorbehält, seine moralische und geistige Macht geltend zu machen.

In diesem Rahmen bewegt sich daher auch die Friedensmission des gegenwärtig regierenden Pius XII. Sein Hauptverdienst in diesem Bereiche ist es aber, eine der heutigen Weltlage angepaßte Friedenstheorie entwickelt zu haben. Diese in zahlreichen Rundschreiben und Botschaften Pius' XII. niedergelegte Lehre geht vom Gedanken aus, daß der von allen Völkern heißerstrebt Friede nur erreicht werden kann, wenn die Grundlagen geschaffen werden, auf denen allein ein dauernder Friedenszustand aufgebaut werden kann.

Diese Grundlagen sind teils organisatorischer, teils moralischer Natur.

In seiner Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1944 begrüßt Pius XII. den Plan der Errichtung eines zentralen Weltorgans mit der Aufgabe, jedwede Bedrohung durch Einzel- oder Kollektivangriff zu ersticken. Niemand könnte – sagt Pius XII. – diesen Plan freudiger begrüßen als der, der schon seit langer Zeit den Grundsatz vertreten hat, daß die Theorie des Krieges als eines tauglichen und angemessenen Mittels, zwischenstaatliche Streitfragen zu lösen, nunmehr überholt ist, da durch die modernen ungeheuerlichen Kampfmittel die Unsittlichkeit aller Angriffskriege offenkundig geworden ist. Pius XII. fordert daher die Regierungen auf, alles zu tun, was möglich ist, „um ein für allemal den Angriffskrieg als erlaubte Lösung internationaler Spannungen und als Werkzeug nationaler Bestrebungen in Acht und Bann zu erklären.“ Hingegen wird der Notwehrkrieg gegen einen Angriff in der Weihnachtsbotschaft von 1948 nach wie vor als rechtmäßig anerkannt.

Noch wichtiger als die Organisation der Staatengemeinschaft ist aber eine Erneuerung der moralischen Grundlagen, da alles vom Geiste abhängt, in dem gehandelt wird. Daher sagt Pius XII. in seiner Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1943, daß der wahre Friede nicht das arithmetische Ergebnis eines Kräfteverhältnisses darstellt, sondern „im letzten und tiefsten Sinn eine sittliche und rechtliche Handlung ist.“ Alle sittlichen und rechtlichen Normen des Gemeinschaftslebens wurzeln aber – wie Pius XII. bereits in seiner Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1942 ausgeführt hat – „in einer letzten, tiefsten und lapidaren Grundnorm, die bei aller geschichtlichen Handlung und Veränderung stets auf das unveränderliche und unverrückbare Ziel hingerrichtet ist, die Persönlichkeitswerte des Menschen als des Ebenbildes Gottes zu entfalten. Diese Grundnorm gilt nicht nur im Staate, sondern auch zwischen den Staaten, da alle Völker nur Glieder der einen großen, allumfassenden Menschenfamilie sind. Es gibt daher keine Doppelmoral: Die Wahrheit hat wie der Mensch nur ein Gesicht. Wie ein Leuchtturm muß daher das göttliche Sittengesetz auch den Staaten den Weg weisen.“ Daraus ergeben sich folgende lapidare Grundsätze, die Pius XII. schon in seiner Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1941 zusammengefaßt hat:

1. Im Rahmen einer sittlich begründeten Weltordnung muß die Freiheit, Unverletzlichkeit und Sicherheit aller Nationen geachtet werden. Auch die kleinen Staaten haben ein unbestreitbares Recht auf Achtung ihrer territorialen Integrität und politischen Freiheit.
2. Im Rahmen einer sittlich begründeten Weltordnung ist kein Platz für die offene oder getarnte Unterdrückung von nationalen Minderheiten.
3. Im Rahmen einer sittlich begründeten Weltordnung ist kein Platz für eine solche Aneignung der gemeinnützigen wirtschaftlichen Hilfsquellen und Rohstoffe, daß die von der Natur weniger begünstigten Nationen davon ausgeschlossen bleiben. Es besteht also auch für Staaten die Pflicht zur allumfassenden Solidarität.

4. In einer sittlich begründeten Weltordnung besteht die Pflicht zur Vertragstreue. Es müssen aber auch Einrichtungen geschaffen werden, um eine zeitgemäße Verbesserung und Änderung der bestehenden Verträge erreichen zu können.
5. Im Rahmen einer sittlich begründeten Weltordnung ist schließlich kein Platz für Verfolgung von Religion und Kirche, da aus dem Glauben an einen persönlichen Gott eine echte sittliche Kraft entströmt, welche eine Voraussetzung jeder Gemeinschaftsordnung bildet.

Daher fällt gerade der Kirche beim Aufbau einer gerechten Friedensordnung eine wichtige Aufgabe zu. Sie hat der Welt die erhabenste und notwendigste Botschaft zu verkündigen, die überhaupt erst dem Recht ein klares Endziel gibt, nämlich die Botschaft von der Würde des Menschen als eines Ebenbildes Gottes und von seiner Berufung zur Kindschaft Gottes. Ebenso hat, war und ist die Kirche die zuverlässigste Hüterin des objektiven Naturrechts. Sie hat es sowohl gegenüber der bloß subjektiven Vernunftrechtslehre der Aufklärungsphilosophie, als auch gegenüber der Leugnung des Naturrechts durch den Rechtspositivismus erfolgreich verteidigt und kann daher nach einem mehrere Jahrhunderte dauernden Kampf mit Freude feststellen, daß heute von den meisten einsichtigen Menschen die Existenz des Naturrechts als notwendige Grundlage des positiven Rechts anerkannt wird.

Diese Ausführungen zeigen uns mit voller Klarheit, daß der Apostolische Stuhl durch alle Jahrhunderte hindurch der wachsame Hüter und Wahrer des Völkerrechts gegenüber den Staaten gewesen und geblieben ist. Mit Recht bezeichnet ihn daher mein ehemaliger Schüler und nunmehriger Kollege Prof. Freiherr v. d. Heydte als das Gewissen der internationalen Gemeinschaft³⁵⁾.

Higini Anglés

Die moderne Musikwissenschaft und die katholische Kultur

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg (Oktober 1952)

^e Es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Christentums, daß es in der langen Reihe der Jahrhunderte einen so hervorragenden Anteil hatte an der Entwicklung und Vervollkommnung der Musik; denn diese setzte im wahren und eigentlichen Sinne erst ein, als die Kirche sie in ihre Liturgie aufnahm „ad laudem Dei et salutem animarum“. Daher kommt es, daß der liturgische Gesang Gebet ist im eigentlichen Sinne des Wortes und daß innerhalb des monodischen Gesanges diese Form es gewesen ist, welche sich dem Geiste des Kirchenjahres in allen Zeiten und Zonen am besten anzupassen wußte.

Als während des 15. und 16. Jahrhunderts die klassische Polyphonie ihre Glanzzeit erlebte, da erwies sie sich in den Händen eines großen, christlichen Künstlers gerade als die Kunst, die am besten befähigt war, die Größe Gottes, die katholische Glaubenslehre, das Kreuz Christi, die Muttergottes und die Heiligen zu besingen. Während des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es wiederum die Musik, die, vom Genius christlicher Künstler inspiriert, am tiefsten von menschlicher Liebe, menschlicher Würde und menschlichem Fühlen zu singen verstand. Daraus leitet sich der Adel und die geistige Höhe jener modernen Wissenschaft ab, die man mit dem Namen Musikologie belegt hat.

Die Musik ist eine kostspielige Kunst für die heutige Welt, aber sie ist auch ein ausgezeichnete Gradmesser für den geistigen Hochstand des Landes, das sie pflegt. Dasselbe läßt sich

³⁵⁾ Die Stellung und Funktion des Heiligen Stuhles im heutigen Völkerrecht, Österr. Zeitschrift für öffentliches Recht, II (1950), S. 572ff.

in gewissem Sinne von der Musikwissenschaft sagen: die Tatsache allein, daß sie an den Universitäten eines Landes gelehrt wird, verleiht dem betreffenden Volke das Prädikat hoher Geistigkeit. Die Musik ist überdies jene Kunstgattung, die am meisten beiträgt zur sozialen Annäherung zwischen den verschiedenen Staaten, soweit diese sie gebührend zu schätzen wissen. Bis zum 18. Jahrhundert hatte die Kirche im allgemeinen die Leitung und Kontrolle der religiösen und zum Teil auch der profanen Musik inne. In unseren Tagen ist die Leitung und Kontrolle an den Staat übergegangen; die Kirche beschränkt sich darauf, den liturgischen Gesang innerhalb des Gotteshauses und die religiöse Musik als solche zu leiten und zu überwachen.

Die moderne Musikologie als wissenschaftliche Beschäftigung mit der Musik ist eine junge Wissenschaft, in ihrem Entstehen beinahe beschränkt auf Deutschland und bis vor kurzem fast ausschließlich gepflegt an den europäischen Universitäten der kulturell hochentwickelten Länder. Seit einigen Jahren hat sie auch an den amerikanischen Universitäten Eingang gefunden. Und augenblicklich hat sie dort, dank den aus Europa eingewanderten Musikwissenschaftlern, die ihre Studien zumeist in Deutschland und Österreich gemacht haben, einen in jeder Hinsicht sehr erfreulichen Aufschwung genommen.

Das wissenschaftliche Studium der Musikgeschichte erleichtert das Eindringen in die Seele eines Volkes, denn die musikalische Entwicklungsstufe einer Nation zeigt die Höhe und Verfeinerung ihres Geschmackes und ihrer Kultur an, ebenso ob und wie weit ihre Literatur und schönen Künste in Blüte stehen. Das traditionelle Volkslied wurde immer sehr hoch geschätzt als der lebendigste Ausdruck menschlichen Empfindens in allen Rassen und Kulturen, die über diese Erde gingen. Daher kommt es, daß die neueste vergleichende Musikwissenschaft die ethnographische Musikwissenschaft, heute als eine besondere Zukunftsform der Musikologie angesehen wird.

Die vergleichende, ethnographische Musikwissenschaft hellt manchmal Fragen auf, die selbst von der Kunstgeschichte bislang noch nicht geklärt werden konnten. In diesem Zusammenhang genügt es, auf die Forschungen von Dr. Marius Schneider hinzuweisen.

Die Musikwissenschaft hat heutzutage eine solche Bedeutung gewonnen für das Studium der mittelalterlichen Kultur, daß die Romanisten, Liturgieforscher, Kunst- und Kulturgeschichtler sie heranziehen müssen, um so manches Problem ihrer Spezialgebiete zu lösen oder wenigstens aufzuhellen. So z. B. um die metrischen Formen der mittelalterlichen Poesie gut verstehen zu können; wenn die Musik erhalten ist, ist diese die Maßgebende. Dasselbe gilt im allgemeinen für die Probleme der literarischen Paläographie, wenn der Text zusammen mit Musiknotation vorkommt. Dasselbe gilt für die Kunstgeschichte: wenn eine alte Malerei Musikinstrumente mit Noten darstellt; durch die Musik, die im Bild erscheint, können wir die Abstammung des Künstlers, wenn dieser bis jetzt unbekannt war, bestimmen.

Die moderne Musikwissenschaft hat dargetan, daß der liturgische Gesang des Ostens und Westens, ebenso wie die Musik Europas bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und ein Großteil der Musik überhaupt eine Schöpfung der katholischen Kirche ist. Daraus leitet sich der Adel einer Wissenschaft ab, welche die katholische Kultur nicht übersehen darf und noch weniger entbehren kann. Aber trotz solch schöpferischen Ruhmes auf dem Gebiete der Musik ist es eine traurige, doch unleugbare Tatsache, daß die katholische Kirche heute die Leitung der Studien dieser wahrhaft göttlichen Kunst verloren hat, einer Kunst, die gerade sie und ihre Künstler während so vieler, glorreicher Jahrhunderte christlicher Kultur geschaffen hatten.

Mich auf das mir gestellte Thema beschränkend, möchte ich in großen Zügen den Beitrag der Kirche zur universellen Musikgeschichte darlegen und zugleich hin-

weisen auf die Probleme, welche die Wissenschaft beschäftigen in den verschiedenen Epochen, beziehungsweise die Musikformen, welche eben diese Kirche zu schaffen oder wenigstens zu vervollkommen mußte. Als logische Folge meiner Ausführungen soll die Verpflichtung hervorgehen, welche die katholische Kultur heute vor aller Welt hat, nämlich, die Musikwissenschaft zu pflegen und junge Leute auszubilden, die fähig sind, nach und nach die verlorenen Stellungen und Lehrstühle wieder zurückzuerobern.

Die Musikwissenschaftler unter den Orientalisten und Byzantinisten haben im Anschluß an die Arbeit der Liturgieforscher zeigen können, daß die kirchliche Musik der östlichen Kirche die Grundlage für den liturgischen Gesang der lateinischen Kirche gebildet hat. Die byzantinische Liturgie und ihr Gesang aber fußen ihrerseits auf der Liturgie und dem Gesang der syrisch-palästinensischen Kirche. Die moderne Musikwissenschaft hat bewiesen, daß der Ursprung der Melodien der westlichen Kirchen und ihrer Neumen nicht in Byzanz zu suchen sei, sondern daß es sich um eine Parallelentwicklung der Melodien und ihrer Niederschrift aus einer gemeinsamen Quelle handeln müsse. Die Probleme, welche das Studium des orientalischen Gesanges bietet, sind zahlreich, da sich die Musikwissenschaftler bisher fast ausschließlich Untersuchungen über den byzantinischen Gesang zuwandten, soweit dieser mit musikalischer Notation erhalten ist. Wir wissen noch nicht, was für Musikhandschriften anderer Riten der östlichen Kirche ans Licht kommen werden und welche Notation in ihnen zur Anwendung kam. Der byzantinische Gesang an sich bietet schon Probleme schwierigster Art; bis heute haben sich die Spezialisten auf das Studium der Musikformen mit poetischem Text beschränkt, der natürlich jünger ist als andere Quellen, denen ein Prosatext zugrunde liegt. Dieser östliche Kirchengesang, der sich nur in mündlicher Tradition erhalten hat, ist heute in Gefahr, für immer unterzugehen. Schuld daran ist die Nachlässigkeit und Interesselosigkeit der Katholiken selbst, die diesen Gesang bis jetzt pflegten, und das Fehlen einer wissenschaftlichen Organisation, die darüber wachen, rechtzeitig den Alarmruf geben und das reiche künstlerische Erbe auf Schallplatten festhalten könnte. Dagegen blüht dieser Gesang in zahlreichen orthodoxen Kirchen, angeeifert und gefördert auch von nicht-katholischer Seite.

Als Leiter des Päpstlichen Musikinstitutes in Rom reichte ich bereits im Jahre 1948 ein Memorandum über diese Frage an die Kongregation für Orientalische Riten ein. Auf dem Internationalen Kongreß für Kirchenmusik, der im Mai 1950 in Rom stattfand, war es bereits möglich, eine Sektion für orientalische Musik anzuschließen, vielleicht zum erstenmal auf einem Kongreß dieser Art.

Beim Studium des Beitrags der katholischen Kirche zur Musik sehen wir, daß der Gregorianische Gesang – dieses unvergleichliche Erbstück mittelalterlich-liturgischer Musik – das Werk der römischen Kirche ist. Wenn ich solches behaupte, vergesse ich durchaus nicht, daß die Kirche einige musikalische Formen ihrer Liturgie der Synagoge beziehungsweise der orientalischen Kirche entlehnt hat. Aber die Melodien selbst, ihr religiöser Gehalt und ihre liturgische Ästhetik im allgemeinen sind eine authentische Schöpfung der lateinischen Kirche. Wir kennen sehr wohl die Bemühungen des Hebräischen Kollegs von Cincinnati, besonders die Anstrengungen von Professor Dr. Erich Werner, die im Laufe der Geschichte stattgehabten liturgisch-musikalischen Wechselbeziehungen zwischen der Synagoge und der katholischen Kirche aufzudecken und die Elemente herauszustellen, welche die Kirche der Synagoge entlehnte. Sehr bedauernd ist es, daß die katholische Wissenschaft von heute keine Spezialisten auf diesem Gebiet aufweisen kann.

Der künstlerische und historische Wert des liturgischen Repertoiriums der römischen Kirche wird noch erhöht, wenn wir bedenken, daß es gleichzeitig mit der Liturgie selbst geschaffen und entwickelt wurde. Das Ziel der Kirche bei Schaffung der Liturgie war die Gestaltung des feierlichen Gottesdienstes, d. h. des Gottesdienstes mit Gesang. In dem Maße nun, als neue Formen und Fassungen für die Feierlichkeit der Liturgie gesucht und gefunden wurden, wurden auch neue, mehr oder weniger reiche und künstlerische Melodien notwendig.

Wenn die Kirche kein anderes Verdienst aufzuweisen hätte, als dieses, im großen und ganzen vom 4. bis zum 8. Jahrhundert entstandene Repertorium geschaffen und bis heute erhalten zu haben, wäre ihr Beitrag zur allgemeinen Musikgeschichte schon bedeutsam genug, ja unschätzbar. In mehr als tausend Handschriften aus der Zeit vom 9. bis 13. Jahrhundert ist uns ein altehrwürdiger, monodischer Liederschatz überliefert, so wie er in der Kirche mindestens vom 4. bis zum 13. Jahrhundert in Gebrauch war. In diesem Repertorium klingen jene alten Volksmelodien an, die sich aus einfachen Volksliedern unter dem Einfluß und durch die Bearbeitung seitens der geistlichen Musiker in Kirchengesang verwandelten.

Die Fragen, die sich dem Wissenschaftler beim Studium dieses Repertoiriums aufdrängen, sind zahlreich. Daneben könnte man aber auch noch die anderen Quellen des liturgischen Gesanges in lateinischer Sprache beiziehen, wie den ambrosianischen, gallikanischen und westgotisch-mozarabischen Gesang.

Die Spezialisten auf dem Gebiet der Hymnologie und Liturgie, die Romanisten usw. kennen die Bedeutung der Hymnen für die mittelalterliche Dichtung nur zu gut. Vollständige Hymnensammlungen – mit Musik – sind vor dem 12. Jahrhundert eine große Seltenheit.

Eine endgültige Studie über die Hymnenmelodien ist noch ausständig; es existiert noch nicht einmal eine vatikanische kritische Ausgabe des *Hymnarium Romanum*.

Die katholische Kirche hat die Hymne in christlichem Sinne geschaffen; ihre Praxis, die aus der östlichen Kirche stammt, faßte Fuß und verbreitete sich vom 4. Jahrhundert an über ganz Europa. Bis heute war es noch nicht möglich, das Alter solcher Melodien auch nur annähernd festzustellen, und es ist sehr gewagt, einige von ihnen mit Sicherheit dem hl. Ambrosius oder seiner Zeit zuzuschreiben, wie es der eine oder andere Musikwissenschaftler zu tun versuchte. In diesem Zusammenhang ist es interessant, sich daran zu erinnern, daß der älteste, christliche Hymnus, der mit Musik erhalten ist, dem 3. Jahrhundert angehört und vor einigen Jahren in Oxyrhinchos gefunden wurde. Mein verehrter Freund, Leo Schrade, Professor für Musikwissenschaft an der Universität von Yale, teilte mir kürzlich eine Entdeckung mit, die er im Zusammenhang mit diesem Hymnus gemacht hatte, über den er eine Studie in Vorbereitung hat: es handelt sich dabei um eine hebräische Komposition, in der die katholische Kirche einige Worte auswechselte und den Namen Christi einsetzte. – Kirchliche Hymnen mit Refrain sind selten. Der älteste Hymnus, der mit Melodie erhalten, bis jetzt jedoch nicht zu entziffern ist, ist zweifellos das *Alleluja piis edite laudes*, mit dem *Alleluja perenne* als Refrain, der alle zwei Verse wiederkehrt. Es handelt sich dabei um eine Komposition aus dem 7. Jahrhundert, die in Spanien geschrieben wurde.

Dank den Romanisten, welche die Metrik der mittelalterlichen Dichtung zu ihrem Spezialgebiet gemacht haben, wissen wir, daß der Ursprung vieler metrischer Formen der alten, höfischen Dichtung in Volkssprache in den lateinischen Tropen und *Conductus* der römischen Liturgie zu suchen ist, wie sie vom 9. bis 12. Jahrhundert geschaffen wurden.

Diese Melodien harren noch der Veröffentlichung, ausgenommen einige wenige, die im *Kyriale Romanum* enthalten sind.

Die Musikwissenschaftler haben bewiesen, daß unter den Sequenzenmelodien einige sind, die an Volkslieder erinnern. Viel wurde schon gesagt über den Ursprung der Sequenzen; trotzdem ist noch niemand darauf gekommen, daß die *melodiae longissimae*, die Notker von St. Gallen erwähnt, als ob sie der Ursprung der musikalischen Form – Prosa oder Sequenz – wären, und die nicht im römischen Repertorium des Alleluja enthalten waren, sich im Musikschatz des westgotischen Repertoriums in Spanien finden. Nach den Untersuchungen von Dom L. Brou, OSB, gehört der Gesang solcher Alleluja (die bis 250, sogar bis zu 300 Noten umfassen) in der westgotischen Liturgie zum *Officium ad Vesperas*, nicht zur hl. Messe. Eine sorgfältige, wissenschaftliche Untersuchung dieser Frage kann viele Überraschungen bringen.

Bis vor kurzem war man der Meinung, Europa habe vor dem Ende des 8. Jahrhunderts keine musikalische Notation gekannt. Die jüngsten Studien über die christliche Liturgie der östlichen Kirche haben jedoch gezeigt, daß diese bereits im 3. Jahrhundert eine musikalische Notation verwandte, nämlich in dem bereits erwähnten Hymnus von Oxyrhinos. Die neuesten Studien über die lateinische Liturgie haben dargetan, daß auch das christliche Rom schon viel früher eine musikalische Notation kannte, als man bislang annahm. Der früher schon erwähnte Dr. Schrade arbeitet an einer Studie über die gregorianischen Neumen des 6. Jahrhunderts, die sich auf einigen liturgisch-musikalischen Blättern finden, die zur Zeit in den Vereinigten Staaten liegen. Das bestätigt den Fund des Pater Alban Dold von Beuron, der im Jahre 1934 lateinische Neumen des 6. Jahrhunderts in einem fragmentarischen Codex von St. Gallen entdeckte. Desgleichen verwendete die ambrosianische Liturgie wenigstens seit dem 7. Jahrhundert eine musikalische Notation. Zur gleichen Zeit kannte und übte auch die spanisch-westgotische Liturgie eine gut entwickelte und formenreiche Notenschrift. Es hat den Anschein, daß die lateinische Liturgie Afrikas das Prinzip der Notation schon zur Zeit des hl. Augustinus kannte; den ältesten Beleg für die Existenz lateinischer Neumen liefert uns der afrikanische Bischof *Quodvultdeus*, ein Schüler des hl. Augustinus. Schließlich darf nicht übersehen werden, daß die moderne Notation nur das natürliche Ergebnis des pädagogischen Werkes eines Guido de Arezzo aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist.

Die höfische Musik des Mittelalters ist ebenfalls fast ganz eine Schöpfung von christlichen Künstlern und Geistlichen. Das melodische Thema dieser Lieder ist häufig kein anderes als das des liturgischen Gesanges und des Volksliedes. Es ist der musikalische Fonds der höfischen Dichtung, dessen Melodien auf Veröffentlichung warten, vor allem jene der provenzalischen Troubadours und der nordfranzösischen Trouvères. Der Grund hierfür war immer, daß man nicht mit wissenschaftlicher Sicherheit feststellen konnte, wie diese Melodien rhythmisch zu transkribieren seien. Die Kontroversen unter den Spezialisten auf diesem Gebiet sind genugsam bekannt.

Als ich im Jahre 1943 die 423 *Cantigas de Santa María* Alfons des Weisen herausgab, bot zum erstenmal die moderne Musikwissenschaft zwei Codices des 13. Jahrhunderts in geradezu vollendeter, mensuraler Notation dar, d. h. in einer Notation, die von ausgebildeten Kräften kopiert worden war und die von selbst schon den ternären Takt für bestimmte Melodien ausdrückte, den binären für andere und wieder anderwärts die Verquickung des geraden und ungeraden im gleichen Lied. Heute kann ich hinzufügen, daß der kürzlich vom Seminar von Soissons wiederentdeckte Codex der *Miracles de Notre Dame*, aus dem 13. Jahrhundert, von Gautier de Coincy, dieselbe Notation aufweist wie die *Cantigas*.

Es ist ein merkwürdiger Zufall: die drei Handschriften mit monodischer Musik der höfischen Poesie des Mittelalters und der tadellosesten Mensuralnotation jener Zeit, die uns bis heute bekannt sind, sind Lieder zu Ehren der Muttergottes. Die rhythmische Interpretation der Musik der Cantigas hat dargetan, daß der Rhythmus der höfischen Monodie dem des europäischen Volksliedes ähnlich war, in welchem auch eine Fülle binärer und ternärer Rhythmen erscheint. Der Rhythmus des einstimmigen Gesanges hat nichts zu tun mit dem der mittelalterlichen Polyphonie, der ausschließlich ternär ist. Nach unserer Entdeckung können wir behaupten, daß die rhythmische Interpretation der mittelalterlichen höfischen Monodie, wenn sie nur in Quadratnotation erscheint, immer hypothetisch sein wird. Wissenschaftlich einwandfreie Normen für ihre Interpretation kann man nur geben, wenn die Notation mensural ist; allein durch den Text ist das unmöglich.

Wenn es das große Verdienst der Kirche ist, das monodische Repertorium für ihre Liturgie geschaffen und bewahrt zu haben, eine musikalische Notation gefunden zu haben, um dasselbe zu verbreiten und zu hüten, – wenn sie einen ganz großen Einfluß ausgeübt hat auf das Volkslied und die höfische Musik des Mittelalters, so ist es nicht minder wichtig, sich daran zu erinnern, daß sie auch die Polyphonie in Europa geschaffen hat. Die Kirche und ihre Künstler waren die Schöpfer fast der gesamten kirchlichen und weltlichen Polyphonie in Europa vom 9. bis zum 16. Jahrhundert. Die Spezialisten der vergleichenden Musikwissenschaft geben vor, die Wurzeln der beginnenden mittelalterlichen Polyphonie seien in der Praxis der mehrstimmigen Volksmusik zu suchen, wie sie bei Völkern primitiver Kulturstufe in Übung sei. Es muß aber festgehalten werden: Auch wenn die ersten Beispiele europäischer Polyphonie, die aus dem 9. und 10. Jahrhundert belegt sind, gewisse Analogien aufweisen mit dem mehrstimmigen Gesang primitiver Stämme von heute, so haben sie trotzdem in ihrem Ursprung, ihrer Entwicklung und ihrer Technik gar nichts zu tun mit diesem Gesang, weil die Basis der kirchlichen Polyphonie in Europa der Gregorianische Gesang ist.

Die Probleme der mehrstimmigen Musik bis zum Ende des 13. Jahrhunderts sind so oft bearbeitet worden, daß die Zahl der Studien über mittelalterliche Polyphonie, besonders über die *Ars antiqua*, d. h. jene Musik, die vom Ende des 12. bis zum Ende des 13. Jahrhunderts komponiert wurde, verhältnismäßig viel größer ist als die Untersuchungen über den mehrstimmigen Gesang des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Rhythmus der Polyphonie ist vollkommen klar, dank den erhaltenen Codices und ihren Kopien in tadelloser Mensuralnotation. Doch bestehen bis heute noch große Schwierigkeiten für die rhythmische Transkription der Sammlungen von St. Martial de Limoges und Santiago de Compostela, d. h. für die kirchliche Polyphonie der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts; ähnliche Schwierigkeiten bietet in dieser Richtung die mehrstimmige Musik, welche Meister Leoninus im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts in Paris schuf.

Der Gregorianische Gesang verfiel bereits im Mittelalter, aber nicht durch die Schuld der Polyphonie und der Mensuralnotation, die erfunden worden war, um sie zu pflegen, sondern er verfiel wegen des Mangels an wissenschaftlicher Vorbildung und Interesse der Lehrer des liturgischen Gesanges selbst. In dieser Hinsicht ist einer der Prologe des Antiphonars von León sehr aufschlußreich. Meines Wissens wurde vor dem 10. Jahrhundert die kirchliche Polyphonie in Spanien nicht viel gepflegt; bis heute sind noch keine Dokumente ans Licht gekommen, die als Beleg dafür dienen könnten. Und trotzdem behauptet der Schreiber des Antiphonars bereits zu Beginn des 10. Jahrhunderts, daß in seiner Zeit die Kunst des liturgischen Gesanges in Spanien so verfallen sei, daß die Sänger jene Neumenschrift schon nicht mehr lesen konnten, die er kopierte, um diesen hispanischen Schatz vor dem Untergang zu retten...

Besonders gelagert ist der Fall der Polyphonie des 14. Jahrhunderts. Einmal ist sehr wenig Musik kirchlichen Charakters erhalten, weit mehr weltliche, trotzdem wir sehr gut wissen, wie sie in allen Ländern Europas gepflegt wurde. Die Musik aber, soweit sie auf uns gekommen ist, zeigt einen radikalen Umschwung, der sich in jener Zeit in der Kirchenmusik vollzogen hat: vom 9. bis zum 13. Jahrhundert pflegte man die kirchliche Polyphonie ad cultum divinum multiplicandum, wie sich die zeitgenössischen Theoretiker ausdrücken, wobei man als Basis des Repertoriums das Proprium Missae (Graduale, Alleluja) et Officii (Antiphonen und Responsorien) nahm. Im 14. Jahrhundert wechselt mit der Einführung der Ars nova ganz plötzlich das Repertorium, und das Ordinarium Missae wird endgültig eingeführt. Zu dieser Entwicklung trug zweifellos die Päpstliche Kapelle von Avignon nicht wenig bei. Aber trotzdem wir wissen, daß der mehrstimmige Kirchengesang allüberall in Europa gepflegt wurde, ist, wie gesagt, der Großteil der erhaltenen Musik weltlichen Charakters.

Die mehrstimmige Musik, die für den Päpstlichen Hof in Avignon komponiert wurde, trägt charakteristische Züge und einen tief religiösen Mystizismus, den so viele Werke des modernen, katholischen Repertoriums vermissen lassen.

Die Vorkämpfer des Choralgesanges haben behauptet, in der Konstitution Johann XXII. sei eine Verurteilung der Polyphonie eingeschlossen und eine Apologie des liturgischen Gesanges. Wenn man aber die Worte des Papstes aufmerksam durchliest und die aus jener Zeit erhaltene polyphone Kirchenmusik durchstudiert, so läßt sich nirgends eine Ablehnung oder Verachtung dieser Polyphonie feststellen; im Gegenteil, der Papst verteidigt das liturgische Prinzip, das jede Form der Kirchenmusik inspirieren muß, auch die polyphone, wenn man will, daß sie für den katholischen Gottesdienst geeignet und seiner würdig sei.

Für den feierlichen Gottesdienst ließ die Kirche praktisch kein anderes Instrument zu als die Orgel.

Es dauerte viele Jahrhunderte, ehe die Kirche und ihre Künstler die Orgel zu künstlerischer Vollendung geführt und ein Repertorium für Orgelmusik geschaffen hatten, das den Anforderungen des feierlichen Gottesdienstes gerecht wurde. Die traditionelle katholische Orgel, die von der Kirche in jahrhundertelanger Musikipflege entwickelt worden ist, schwebt heute in Gefahr, durch die elektrische Orgel verdrängt zu werden, die ihren Ursprung dem Kino und den Konzertsälen verdankt ohne jede Hinordnung auf die christliche Liturgie. Es wäre eine Schande für uns, wenn nicht-katholische Kirchen in Zukunft das Erbe der traditionellen Orgel fortführen würden.

Wenn wir tiefer eindringen in die Fragen der Musikwissenschaft, so läßt sich nachweisen, daß die gesamte europäische Musiktheorie bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts das Werk der katholischen Kirche ist; vom Ende des 16. bis zum 18. Jahrhundert einschließlich war die Mehrzahl der Musiktheoretiker ebenfalls geistlichen Standes. Gerade jene religiösen Orden, die heute in nicht geringem Maße den künstlerischen und religiösen Wert der liturgischen Musik aus dem Auge verloren haben, waren es, die in alter Zeit der Kirche hervorragende Männer der Wissenschaft und Komposition geschenkt haben: wenn die Benediktiner die Schöpfer und Hüter eines großen Teiles des Hortes Gregorianischer Musik waren, so stellten im Mittelalter, in der Renaissance und im Barock die Zisterzienser, Dominikaner, Franziskaner und Karmeliten der Kirche ausgezeichnete Theoretiker und Komponisten des nicht-gregorianischen Gesanges, die wir heute noch bewundern.

In unseren Tagen widmen sich die Musikwissenschaftler mit Eifer dem Studium der Polyphonie des Quattrocento, und ihre Untersuchungen fördern häufig neue Funde zutage,

so daß man geradezu sagen kann, die Musikgeschichte des Mittelalters und der Renaissance erneuere sich fast alle zehn Jahre. Es handelt sich dabei um die flämische Schule, die in allen Ländern Europas vorherrschte und alle Gebiete der Kunst zu erneuern verstand durch Schaffung eines großartigen Repertoriums sowohl kirchlicher als profaner Musik. Und die Künstler, die dasselbe schufen, waren wiederum Männer der Kirche. Es ist wahr, daß die Polyphonie des 15. Jahrhunderts als sakrale Kunst das Ideal der Liturgie nicht erreichte, ebensowenig die Feinheit der kontrapunktistischen Linienführung, die wir in der mehrstimmigen Kirchenmusik der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts schätzen, besonders in den Kompositionen Palestrinas. Immerhin ist anzuerkennen, daß die niederländische Musik des 15. Jahrhunderts das große Verdienst hat, den Grund gelegt zu haben für die musikalische Kunst der folgenden Jahrhunderte.

Mit dem 16. Jahrhundert erreicht die mehrstimmige Kirchenmusik *a capella* ihre höchste Blüte, zuerst mit Josquin des Prés, dann mit Palestrina, Orlando di Lasso und T. L. de Victoria. Es ist diejenige Form der Polyphonie, die am meisten geeignet ist, sich mit dem alten liturgischen Gesang und der Liturgie zu paaren. Unter den großen Künstlern, welche die Brücke schlugen von der Kunst eines Josquin des Prés zu der eines Palestrina, verdient die Kirchenmusik eines Cristóbal de Morales einen Ehrenplatz, dessen *Opera Omnia* ich soeben herausgebe für die ehemalige „Spanische Schule für Geschichte und Archäologie in Rom“, die jüngst dem Consejo Superior de Investigaciones Científicas angegliedert wurde.

Das 16. Jahrhundert bringt uns auch die Anstrengungen in Erinnerung, welche das Konzil von Trient machte, um das Niveau der Kirchenmusik zu heben, nicht in künstlerischer Hinsicht, wohl aber im Sinne der Liturgie.

Die Werke der profanen sowie der kirchlichen Musik des 16. Jahrhunderts warten noch auf ihre Veröffentlichung. Es wurde schon viel herausgegeben; sicherlich. Aber was in jedem Land noch an unveröffentlichtem Material vorhanden ist, erreicht ganz unwahrscheinliche Ziffern. Dazu kämen noch das 17. Jahrhundert und die barocke Musik, deren kirchlicher Teil auch noch nicht herausgegeben ist.

Soweit die historischen Tatsachen, der glorreiche Anteil der katholischen Kirche an der allgemeinen Musikgeschichte. Es bleibt uns noch, einen kurzen Blick zu tun auf das, was die zeitgenössische katholische Kultur getan hat und tut, um die Verdienste zu studieren und zu werten, die der Katholizismus auf dem Gebiete der Musik erworben hat. Hier erheben sich neue Schwierigkeiten, die nicht so leicht in wenigen Jahren zu lösen sind:

Es ist eine traurige, aber feststehende Tatsache, die man auch öffentlich zugeben muß, daß der Katholizismus, wie ich eingangs schon sagte, zwar unvergängliche Denkmäler der Musik in den verschiedenen Epochen europäischer Kunst zu schaffen verstanden hat, daß sich aber die katholische Wissenschaft nicht für die Geschichte dieser Musik interessierte, noch für die zahlreichen Probleme, welche die Entwicklung dieser „göttlichen“ Kunst der menschlichen Kulturarbeit zu lösen aufgab.

Bis zur Stunde hat sich die katholische Kultur allzu uninteressiert gezeigt gegenüber der Musik als Kunst sowie als Wissenschaft. Viele hervorragende Persönlichkeiten des Katholizismus haben in gutem Glauben gemeint, die Musikwissenschaft sei weder von Interesse für die Kirche noch für die katholische Kultur unserer Tage. Zum Beweis, daß ich nicht übertreibe, diene ein Blick auf die Handbücher der Kirchen- und Kulturgeschichte im allgemeinen, die zum Teil aus der Feder der hochstehendsten Vertreter katholischer Kultur hervorgingen, die aber höchst selten auch nur einen kurzen Hinweis bringen auf die Musik der Epoche, der ihre Untersuchungen gelten, nicht einmal, wenn von den großen Klöstern des Mittelalters die Rede ist. Man spricht dort von der Kirche als der Beschützerin der

Kultur, man spricht von den Orden als den Wegbereitern derselben und man übersieht systematisch den Anteil der Kirche an der Entfaltung der Musik im Kulturleben der Völker.

Erlauben Sie mir, meine Herren, auf Grund des mir gestellten Themas gerade auf diesen Punkt etwas näher einzugehen. Meine Stellung in Rom verschaffte mir einen tieferen Einblick in die Praxis der Kirchenmusik auf der ganzen Welt, und meine Studien und Spezialuntersuchungen ermöglichen mir eine bessere Bewertung der Stellung der Musikwissenschaft innerhalb der katholischen Kultur.

Ich spreche vor Ihnen, den Vertretern katholischer Geistigkeit in Deutschland und der Welt; ich spreche in einem Land, das der Welt in Wort und Tat zum Bewußtsein gebracht hat, was die Musik und die Musikgeschichte für das Kulturleben der Menschheit bedeutet. Ich spreche in dieser Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, welche es verstanden hat, die katholische Kultur zu adeln und auf wissenschaftliche Höhe zu erheben. Und wenn ich jetzt über diese Probleme gesprochen habe, meine Herren, so geschah es nur, um Ihr Verständnis und Ihre moralische Unterstützung zu erbitten. Helfen Sie uns katholischen Musikwissenschaftlern, unser Spezialgebiet so auszubauen, wie seine Bedeutung es erfordert, helfen Sie uns, junge Forscher heranzubilden, die durch ihre Studien und ihr Können der Welt Achtung abnötigen. Helfen Sie uns, die kirchlichen Autoritäten von der Wichtigkeit zu überzeugen, welche die Musik und die Musikgeschichte für die katholische Kultur unserer Tage hat. Heutzutage verlangen die Gläubigen nicht, daß ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Historiker gut singen könne, wohl aber erwarten sie, daß jener Mann singen könne, der als Vertreter Gottes in der Kirche die Gläubigen zum Lobe Gottes einladen soll im *Domini vobiscum*. Helfen Sie uns, die Regierungsstellen und die Kulturträger in Spanien, Italien, Portugal, Lateinamerika zu überzeugen, daß diese Wissenschaft endgültig an den Universitäten und staatlichen Hochschulen eingeführt werden muß.

Damit meine Darlegungen die Situation nicht in allzu düsteren Farben malen, erlauben Sie mir, sie in einem optimistischen Blick in die Zukunft ausklingen zu lassen. Trotz der Schwierigkeiten, welche diese Studien innerhalb der kirchlichen Wissenschaften finden können, darf ich auch nicht verschweigen, daß die katholische Wissenschaft augenblicklich immer mehr an Boden gewinnt, sogar die Musikwissenschaft. Wir haben in unseren Reihen ausgezeichnete und weitbekannte Persönlichkeiten, die der Kirche auch auf diesem Gebiet Ehre machen. Nur sind wir noch zu wenige. – Trotzdem sind folgende Tatsachen sehr wichtig, und wer die Entwicklung der katholischen Kultur aus der Nähe verfolgt, hat keinen Grund, sich entmutigen zu lassen. Jenes Dekret des Konzils von Trient über die musikalische Ausbildung an den Seminarien war seit Jahrhunderten wieder in Vergessenheit geraten. Es war für die katholische Welt ein Trost und ein Hoffnungsstrahl, daß die Kongregation der Seminare im Jahre 1949 ein Dekret in den *Acta Apostolicae Sedis* veröffentlicht hat, wodurch neuerdings die Musikausbildung in den Seminarien eingeschärft wird. Vielleicht zum erstenmal in der Geschichte der christlichen Kultur hat die Studienkongregation im Gefolge des Internationalen Kongresses für Kirchenmusik, der im Jahre 1950 in Rom stattgefunden hat, bei der Festlegung der Normen für die Abhaltung dieses Kongresses mit warmem Interesse zugunsten der musikgeschichtlichen Studien gesprochen als von einer Wissenschaft, welche die Kirche nicht übersehen kann und will. Die Religiosenkongregation übernahm das eben genannte Dekret und machte es 1950 verpflichtend auch für die religiösen Orden und ihre Noviziate. – Bis vor kurzem beachtete man an keiner der bestehenden katholischen Universitäten die kulturelle Bedeutung der Musik für alle Völker der Menschheitsgeschichte. Gegenwärtig haben bereits mehrere katholische Universitäten eine Sektion für Musikgeschichte eingeführt, z. B. Löwen, auch einige kanadische Universitäten.

Da diese Musikfakultäten erst kurze Zeit bestehen, kann man noch keinen sehr reichhaltigen, konkreten Ertrag ihrer Arbeit für die christliche Kultur erwarten. In Spanien, dank dem Werk und Interesse des Consejo Superior de Investigaciones Cientificas existiert seit 1943 das Instituto de Musicologia. Unsere Forschungen und Publikationen sind besonders gewidmet, die Schätze und Denkmäler der spanischen Musik zu retten und bekanntzumachen; indirekt sind sie aber auch eine Apologie der katholischen Kirche.

In Rom besteht ein Päpstliches Musikinstitut, das Pius X. im Jahre 1911 gegründet hat. Sein Zweck war zunächst die Heranbildung von Musikern für den praktischen Gottesdienst. Mit Genehmigung des Heiligen Stuhles führten wir dort im Jahre 1948 einen „Oberkurs für Gregorianischen Gesang und Musikwissenschaft“ ein. Die Schaffung eines Musikarchivs auf der Basis von Mikrofilmen und Fotokopien und die Bibliographie über kirchliche Musik, die wir dort in Angriff genommen haben, trachten darnach, unseren Studenten sowie den Privatstudierenden aus aller Welt die nötigen Hilfsmittel für ihre Arbeiten an die Hand zu geben. Zum erstenmal in der neueren Geschichte der christlichen Kultur gibt es ein solches Institut, wo man mit bisher auf diesem Gebiet unbekanntem Eifer und junger Begeisterung gregorianische Paleographie, die Probleme der modernen Musikwissenschaft und der liturgischen Forschung studiert. Wer weiß, ob diese Sektion sich nicht im Laufe der Zeit so entwickeln kann, daß die Kirche einmal in Rom über eine Päpstliche Universität für praktisches und wissenschaftliches Musikstudium verfügt. Das wird abhängen von dem Verständnis und der Unterstützung, welche die Bischöfe, die kirchlichen Orden und alle Vertreter der katholischen Kultur diesem Zweig der Wissenschaft angedeihen lassen werden.

Hermann Kunisch

Dichtung als Wirklichkeit

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg (Oktober 1952)

Es gibt zu jeder Zeit wissenschaftliche Fragen, die sozusagen in der Luft liegen; sie können an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit gestellt werden. Zu dieser Art Fragen gehört heute die nach der Dichtung als einer Wirklichkeit, die auf eine besonders erregende Weise im Gesamt des menschlichen Seins, Sichäußerns und Verhaltens vorhanden ist. Wir fragen nach der Dichtung als einer Tatsache, die mit dem Menschlichen gegeben ist, die sehr bestimmt und tief mit dem Menschen zu tun hat¹⁾.

¹⁾ Aus dem weitschichtigen Zusammenhang werden hier nur einige Grundgedanken herausgehoben, an denen Richtung und Absicht der Untersuchung sichtbar gemacht werden sollen. Der Verf. hofft, in absehbarer Zeit eine umfassende Darstellung vorlegen zu können.

Von den Arbeiten, die ähnliche Wege gehen und denen der vorliegende Versuch verpflichtet ist, seien nur die folgenden genannt: Joh. Pfeiffer, Umgang mit Dichtung, 1936 und öfter; Wege zur Dichtung, 1952; Zwischen Dichtung und Philosophie, 1948; Emil Staiger, Grundbegriffe der Poetik, 1952; Oskar Walzel, Das Wortkunstwerk, 1926; Romano Guardini, Über das Wesen des Kunstwerks, 1948; M. Heidegger, Der Ursprung des Kunstwerkes (in: Holzwege, 1950); W. Weischedel, Die Tiefe im Anlitz der Welt. Entwurf einer Metaphysik der Kunst, 1952; Theodor Haecker, Über Francis Thompson und die Sprachkunst, (1924) in: Christentum und Kultur, 1927; Dialog über Christentum und Kultur, 1930; (jetzt in: Opuscula, 1949); Schönheit. Ein Versuch, 1936; H. Wölfflin, Das Erklären von Kunstwerken, 1940. Manche Berührungen ergaben sich mit dem andere Absichten verfolgenden Buch von Wolfgang Kayser, Das sprachliche Kunstwerk, 1951. Unzusammenhängende, aber äußerst bedeutsame Äußerungen zum Problem der Dichtung finden sich bei Hugo von Hofmannsthal. Nicht zu übersehen sind die vielfach mißdeuteten Gedanken Gottfried Benns zum Problem der Form.

Unsere Frage lautet also eher: wie ist Dichtung da, als was ist Dichtung? Dichtung wird begriffen als eigenes, für sich bestehendes Wesen, das sich zunächst aus sich selbst erklärt, für sich und in sich verstanden werden will. Damit wird nicht geleugnet, daß Dichtung auch in anderer Hinsicht betrachtet werden kann und muß, historisch als aus bestimmten zeitlichen und persönlichen Voraussetzungen stammend, ästhetisch als ein so oder so formal bestimmtes Gebilde. In ihrem Eigentlichen aber wird Dichtung erst erkannt, wenn sie in ihrem Vorhanden- und Sosein und ihrem Bezogensein auf ein Wirkliches, den Menschen, betrachtet wird, als Wirklichkeit also auf Wirklichkeit bezogen. Wobei Wirklichkeit in dem zweifachen Sinne genommen wird, als etwas tatsächlich Vorhandenes, Greifbares, im Gegensatz zum Unwirklichen, Schattenhaften, und als etwas nicht nur Daseiendes, sondern Wirkendes, Wirkung Ausstrahlendes.

1.

Damit wird der Blick frei auf das Besondere, das der Dichtung, wie der Kunst überhaupt, eigen ist, auf die Weise, wie Dichtung da ist und wirkt. Das Problem der Form ergibt sich als das vordringliche. Nicht in dem Sinne einer beschreibenden Poetik (die in ihren Grenzen ihre Bedeutung hat und behalten wird), sondern Form begriffen als die Weise, wie das Kunstwerk da ist und sich äußert; wie es sich darstellt, wie es sich begibt. Das besondere Material, in dem Dichtung wird, ist das Wort, jenes Mittel also, dessen sich der Mensch auch sonst zur Mitteilung einfachster und höchster Art bedient, von der bloßen Verständigung bis zur geistigen Unterrichtung und Deutung. Es hängt nun alles Verständnis der Dichtung von vornherein daran, daß das dichterische Wort von jedem anderen Wort getrennt, dichterische Äußerung von jeder anderen im Wort geschehenden unterschieden wird. Das heißt zunächst einmal, daß das dichterische Wort nicht mit seinem Inhalt gleichgesetzt wird. In der übrigen menschlichen Rede geht das Wort in seinem verstehbaren Inhalt weitgehend auf, auch wenn man hinzunimmt, daß Empfindungen, Gemütsbewegungen, Affekte das Wort mitbestimmen. Das dichterische Wort teilt darüber hinaus mit auch durch seine hörbare und rhythmisch spürbare Gestalt. Es will nicht nur vernommen werden durch Sinn und Empfinden, sondern auch vom Gefühl für Klang, Bewegung, Farbe, Stimmung, vom Gefühl für das Neben- und Nacheinander der Wörter, die Gliederung ihrer Aufeinanderfolge, für Tempo und Pausen. Alles am Wort ist „bedeutend“, nicht nur sein begrifflicher Inhalt.

Damit ist gesagt, daß das von der Dichtung Mitgeteilte nicht neben oder hinter ihrer Gestalt zu suchen ist, sondern in ihr. Das also, was dichterische Rede von jeder anderen unterscheidet, ist nicht ein Hinzu, sondern ein von Wesen her Anderes. Das Dichterische ist kein Schmuck, der aus Überfluß, schön, beglückend und kostbar einem Sinn hinzugefügt wird; sondern das in der Dichtung Gemeinte ist nur mit der Art, wie es gesagt wird, gegeben; besteht nicht, wenn auch um ein Schönes verkürzt, auch ohne die Form. „Die Leute suchen gern hinter einem Gedicht, was sie den eigentlichen Sinn nennen. Sie sind wie die Affen, die auch immer mit den Händen hinter einen Spiegel fahren, als müsse dort ein Körper zu fassen sein“²⁾, heißt es beim jungen Hofmannsthal. Wenn man es weniger drastisch sagt, so heißt das, daß Form nicht ein vom Inhalt Ablösbares, wenn auch noch so Kostbares ist, daß also aus einem richtig Gedachten oder schön Empfundnen nicht dadurch Dichtung wird, daß man es in Verse setzt, mit Reimen versieht und in die Auserwähltheit gehobenen Ausdrucks kleidet. Aber noch mehr, wenn Form nicht ablösbar ist, das Gemeinte nur in dieser Form zutage tritt, so kann das in der Dichtung Gesagte nicht anders gesagt werden, ohne daß das Ganze zerstört würde. Zur Dichtung gehört der Charakter der Not-

²⁾ 1897 in den „Blättern für die Kunst“; jetzt: Gesammelte Werke, Prosa, 1, 333.

wendigkeit nicht nur in dem Sinne, daß dem Schaffenden keine andere Wahl, als zu schaffen, bleibt, sondern auch, daß das entstandene Gebilde nur in dieser einen Form möglich war, nicht auch auf andere Weise „ausgedrückt“ werden konnte, daß es unübersetzbar ist. In jedem wirklichen Vers ist kein Wort ersetzbar, und der etwa herauslösbare Wort-sinn ist nicht das vom Dichter Gemeinte. Dieses gibt es nur einmal und nur so, wie es vom Dichter geformt wurde, oder es war nicht notwendig, also keine Dichtung, bestenfalls gereimte Weltanschauung, Weisheit, Frömmigkeit³⁾. In Aufzeichnungen von Werner Bergengruen heißt es: „Ich habe das Gedicht doch gerade gemacht, weil mir das, was ich ausdrücken wollte, eben auf eine andere Weise nicht ausdrückbar schien. Und was für einen Sinn hätte dann ein Gedicht, wenn sich das in ihm Gesagte genau so gut in einigen umschreibenden Prosasätzen mitteilen ließe?“⁴⁾

Dichtung ist nicht gleich ihrem „Inhalt“, selbst in Prosadichtungen nicht. Wenngleich hier am ehesten Formen möglich sind, in denen das Gemeinte im Inhalt aufgeht; aber man sollte dann nicht mehr von Dichtungen sprechen. Dichtung, auch in der Prosa, hat ihren Sinn nur in ihrem „Erscheinen“. Selbst bei einem Dichter wie Stifter, dem es so sehr auf ein Sittliches in seiner Kunst ankam, ist der Sinn nicht in Belehrung, in gedanklicher Auseinandersetzung zu suchen, sondern in ihrer Gestalt. In der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ sagt er: „Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepredigt werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind.“ Das heißt hier, diese Erzählungen sollen wirken durch das, was in ihnen ist, da ist, begegnet, nicht durch Lehren, sondern durch Gestalt, durch das, was in ihnen erscheint. Ihre Moral ist ihr Sein und Erscheinen. So, und nicht aus kleinlichem Eigensinn oder aus kunsttheoretischen Erwägungen ist das unermüdliche Feilen Stifters an seinen Erzählungen zu verstehen: es ging ihm darum, daß das Gemeinte immer reiner, klarer, fester zutage träte, um das Ineinander von Form und Sinn. Das Ergebnis solchen Reifens der Gestalt ist dann, daß die von dem Dichter gesehenen Grundformen menschlichen Seins, das „einfache Leben“ in der Form anwesend wird. Der Stil seiner späten Werke ist das einfache Leben⁵⁾.

Dieser Sachverhalt ist in einem frühen Distichon von Hofmannsthal (etwa 1895) ausgesprochen:

Trennt ihr vom Inhalt die Form, so seid ihr nicht schaffende Künstler.
Form ist vom Inhalt der Sinn, Inhalt das Wesen der Form.

Das heißt zunächst, daß Inhalt und Form im Gedicht nicht addiert sind; sondern ineinander sind. Und zwar so, daß die Form erst dem Inhalt seinen Sinn gibt, daß es also ohne die Form keinen „Sinn“ der Dichtung gibt, daß der Inhalt ohne Form auch ohne Sinn ist; andererseits aber auch, daß Form ohne Inhalt wesenslos ist, daß die Form um der Form willen ebenso ein Unding ist, wie ein Inhalt ohne Form keinen „Sinn“ hat.

Daß damit schwerwiegende Fragen aufgeworfen sind, kann hier nur angedeutet werden. So viel aber dürfte bisher klar geworden sein, daß Form auch jenseits des begrifflichen Inhaltes „Bedeutung“ hat, daß in der Dichtung Inhalt überhaupt erst durch die Form „Sinn“ und „Bedeutung“ bekommt. Von da wird dann verständlich, daß seit der Ro-

³⁾ Das gilt auch von der sogen. Gedankenlyrik; wenn es auch Zwischenformen gibt. In der hohen philosophischen Lyrik (Goethes Divan, Schiller) ist durchaus der Gedanke in die Form eingegangen. Der „Spaziergang“ etwa wäre nicht, ohne die bindende Gestalt der „Einkleidung“ in einen Vorgang. Auch für die mittelalterliche und barocke Lyrik des „Abstandes“ ist „Gestalt“ gegeben. Für diese schwierigen Fragen muß auf die größere Darstellung verwiesen werden.

⁴⁾ Das Geheimnis verbleibt. Aufzeichnungen und Bekenntnisse, 1952, S. 120.

⁵⁾ Vgl. dazu des Näheren mein Buch über Stifter: A. Stifter, Mensch und Wirklichkeit. Studien zu seinem klassischen Stil. Berlin, 1950.

mantik wiederholt der Versuch gemacht worden ist, die Form ohne „Inhalt“ als das Wesentliche anzusehen. Damit wollte man dem Mißverständnis begegnen, daß die Kunst mit ihrem Inhalt, der sachlichen und begrifflichen Aussage eins sei. Gedichte also, wie man sie für möglich hielt und sie gelegentlich versucht hat, die ohne Worte, aus bloßen, nach Klängen, Farben und Rhythmen zusammengesetzten Silben bestehen, sind aus diesem Bemühen zu begreifen. Etwas dem Verwandtes sind heute Formen der bildenden Kunst, etwas auszusagen mit Gebilden ohne sachlichen Inhalt, das also, was man abstrakte Kunst nennt. Es soll hier nur angemerkt werden, daß sich hinter solchen Versuchen ein echtes Anliegen verbergen kann. Welche Gefahr darin steckt, zeigt Hofmannsthals Wort, daß „Inhalt das Wesen der Form ist“. Nur also, wenn solche Abstraktionen die Überzeugungskraft wirklicher Inhalte haben, wenn sie Inhaltliches unmißverständlich in sich tragen, sind sie echte Form, und also wieder der Sinn eines Inhaltes.

2.

Die Form der Dichtung ist, so hatten wir festgestellt, nicht etwas dem Inhalt Hinzugefügtes, sondern die Weise, wie der Inhalt da ist, vor uns hin tritt, so daß sich in ihr, der Form, erst der Sinn des Inhaltes erfüllt wird. Form ist also kein Kleid, kein Umhüllendes, sondern ein von Innen her Erfüllendes, ist das Prinzip, aus dem der Inhalt zur Gestalt sich umbildet. Dichtung vermittelt Sinn als wahrnehmbare Gestalt, als Bild, wobei Gestalt und Bild nicht etwas nur dem Gesicht Zugängliches meinen, sondern ein Gebildetes, einmalige Form, Unverwechselbares, das nicht von einem Sinn gesehen oder gehört wird, sondern dem Sinn vernehmbar ist.

Dichtung als Bild und Gestalt ist sowohl im Einzelnen wie im Ganzen von anderer Rede verschieden. Am unwesentlichsten ist es, daß dichterische Äußerung vielfach an die Stelle des Begriffes das Bild, die Anschauung setzt. Auch die lyrische Dichtung kann des unbildlichen Wortes nicht entbehren, ja, es gibt Dichtungen, in denen das Vorherrschende nicht die Bildsprache im Einzelnen ist⁶⁾. Viele Gedichte Goethes sind dieser Art. Entscheidend ist, daß das Ganze eine Gestalt wird, so daß dann jedes Wort ein anderes ist als es außerhalb solchen Zusammenhanges wäre. Rilke hat in den Briefen an die Gräfin Sizzo darüber Aufschlußreiches gesagt. Er betont, daß „kein Wort im Gedicht (ich meine hier jedes ‚und‘ oder ‚der‘, ‚die‘, ‚das‘) identisch mit dem gleichbedeutenden Gebrauchs- und Konversationsworte“ ist⁷⁾.

Gestalt im Ganzen kann, wenn man es einmal verkürzt sieht, auf zweifache Weise werden, wobei es dann immer auch Zwischenformen gibt. Einmal kann eine Dichtung dadurch ein Ganzes werden, daß ein einzelnes dichterisches Bild, oder einzelne Bilder den gesamten Zusammenhang in eine bestimmte Färbung, Stimmung bringen und vom Einzelnen her das Ganze sich bildet (so etwa Goethes „Selige Sehnsucht“), oder aber eine vielfach schon mit der Überschrift gegebene Gestalt beherrscht das Ganze und formt jede einzelne Aussage als Glied dieser Gestalt (so etwa in Bergengruens „Meise“, Gottfried Benns „Aster“, Konrad Weiß' „Rose im Juni“). Diese letzte Form ist vor allem auch bei umfangreichen Prosawerken und Dramen vorhanden. In Stifters „Nachsommer“ gibt die Atmosphäre des „Nachsommers“, versinnbildet besonders in den Rosen, jeder einzelnen Äußerung das besondere Gepräge. Dieses Werk wäre keine Dichtung ohne die „Einkleidung“ in einen vom Dichter aus Notwendigkeit beschworenen Sinn- und Bildzusammenhang. Herder hat wohl als erster bei seiner Shakespeare-Deutung das Eigne, Gestaltgebende, Bedeutung und Sinn

⁶⁾ Den notwendigen Zusammenhang von Gedanke und Bild in der Dichtung hat Theodor Haecker wiederholt hervorgehoben.

⁷⁾ Die Briefe an Gräfin Sizzo (Aus R. M. Rilkes Nachlaß. 4. Folge), 1950, S. 20.

Setzende in dem „Klima“, der „Atmosphäre“ des Lear etwa gesehen und beschrieben. Damit meint er jene das Einzelne umfassende und seinen Sinn festlegende Gesamtgestalt, die ein Shakespearesches Drama ist. Aus einem solchen Zusammenhang herausgelöste Zitate etwa haben als „Sentenzen“ nicht mehr den vollen Sinn, den sie als Worte innerhalb des Lear oder Hamlet haben⁸⁾.

Mit dem sprachlichen Bild, im Einzelnen oder im Ganzen, ist aber nur eine Seite der dichterischen Gestalt genannt. Mit ihm verbinden sich die hörbaren oder dem rhythmischen Gefühl sich mitteilenden Formteile. Erst alle zusammengenommen bilden die Gestalt: Bild, Klang, Rhythmus, Gliederung. Diese einzelnen Weisen müssen unter dem gleichen Grundgesetz stehen, in die gleiche Richtung zielen, dem gleichen Formwillen gehorchen. Kunstwerk ist das Zusammenstimmen der einzelnen Elemente.

Der Vorgang nun, der hinter der Bild- oder Gestaltwerdung der Dichtung steht, ist das Sichtbarwerden eines Inneren an einem Äußeren. Ein innerlich Erfahrenes gibt sich in äußerem Gewande, ein von Wesen dem Verstehen sich Entziehendes sucht nach einer sichtbaren, hörbaren, einem Gesamtsinn vernehmbaren Stellvertretung. Rilke, und vielleicht liegt darin einer seiner schönsten Gewinne, sprach von den „Äquivalenten“ für innere Zustände. Sein Leiden war dies, daß seit dem Ausgang des Mittelalters die Welt, das Dasein, immer ärmer, untüchtiger wird (durch Verfall an das Denken), den inneren Zuständen äußere Äquivalente anzubieten, im Leben, wie in der Kunst⁹⁾. Hofmannsthal sprach von den dichterischen Bildern als von den „Korrelaten der äußeren Dinge“. Am besten verdeutlichen wir am Ende dieses Abschnittes das hier zu Sagende mit zwei Aussprüchen von Goethe, beide aus den „Maximen und Reflexionen“.

„Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinnennennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgeföhles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens, mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt“¹⁰⁾.

Uns geht aus diesem Gedankengang nur die Feststellung an, daß das, was im künstlerischen Geschehen sich ereignet, eine aus dem Innern stammende Offenbarung ist, die sich am Äußeren entwickelt. Ein Inneres also stellt sich „am Äußern“ dar, wird am Äußern „offenbar“, wird am Äußern sichtbar als Gestalt. In diesem Sichdarstellen eines Inneren an einem offenbarenden Äußeren vollzieht sich eine „Synthese von Welt und Geist“. Inneres, Unanschauliches, Geistiges gerät an der Welt zur sichtbaren Bedeutung. Damit ist das genau umschrieben, was wir als Gestaltwerdung und Bildwerdung in der Dichtung bezeichneten. Im gedanklichen Werk geschieht die Deutung im genauen Begriff, in der Schlußfolgerung. Abstraktes bleibt abstrakt; je weiter es vom Sinnlichen sich fern hält, um so angemessener und richtiger ist es erkannt und verarbeitet. Im Kunstwerk geschieht Erkenntnis als fruchtbare Sichtbarwerdung in äußerer Gestalt.

⁸⁾ Vgl. dazu auch Hofmannsthal's Festvortrag „Shakespeares Könige und große Herren“, Prosa 2, S. 147 ff. Es muß hier bei einigen Hinweisen sein Bewenden haben. Die ausführliche Begründung aus den Beispielen muß der größeren Arbeit vorbehalten bleiben. Was die Sentenz, etwa im Barock oder bei Schiller, in diesem Zusammenhang bedeutet, muß hier ebenfalls unerörtert bleiben.

⁹⁾ S. die Briefe vom 14. 12. 1911; 1. 3. 1912; 5. 3. 1912; 27. 10. 1915; 2. 3. 1922. Über den Zusammenhang dieser Auffassung mit Rilkes Anschauungen vom „Verwandeln der Dinge“ siehe Kunisch, R. M. Rilke, Dichtung und Dasein, 1944.

¹⁰⁾ Vom Jahre 1829. Nr. 562 nach der Zählung von M. Hecker. (Schriften d. Goethe-Gesellschaft, Bd. 21, 1907), hier zitiert nach der Festaussgabe (Petsch), Bd. 14, S. 312, die der Heckerschen Ausgabe folgt.

Diese Maxime Goethes enthält noch anderes Wichtige, das wir später wieder aufnehmen werden. Das Problem der Form, um das es uns hier zunächst geht, wird noch deutlicher an einem etwas früheren Ausspruch¹¹⁾: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig- Augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.“ Wieder geht es um ein Offenbarwerden, Erscheinen eines nicht zu Denkenden. An die Stelle des Gemeinten tritt ein Gleichnis, ein Symbol, das jenes, das man zergliedernd nicht fassen kann, widerspiegelt, und zwar so, daß einmal das Besondere, das Einmalige der Erscheinung das Allgemeinere, das dem Besonderen zugrundeliegende Gesetz, das hinter der Erscheinung liegende Gültige formt, also die Erscheinung um das Zufällige, Gleichgültige verkürzt und so das Dauernde hervortreten läßt, und endlich so, daß dieses Zutagetreten des Allgemeinen im Besonderen nicht schattenhaft, verfließend, sondern greifbar, deutlich, unmittelbar, gegenwärtig ist. Künstlerisches Symbol ist lebendige Gegenwärtigkeit, ereignet sich in einem bestimmten Augenblick, erhöht aber den Augenblick ins Zeitlose, Gültige.

Dichterisches Bild im Einzelnen oder im Ganzen ist ein „Zeichen“, das im Sinnlichen das Unsinnliche hervorruft und festhält und in diesem Offenbarmachen Sinn und Bedeutung vermittelt. Dichterisches Bild ist ein Vorgang, nicht nur etwas Seiendes, sondern etwas Geschehendes, in ihm geschieht Verwandlung eines sonst Ungreifbaren ins Anschaubare und uns Anschauende, in ihm wird verborgener Sinn offenbares Ereignis.

3.

Die Goetheschen Maximen führen von selbst zu einem Weiteren hinüber, das wir bisher außer acht lassen mußten. Bild und Gestalt sind Ereignis von Sinn und Bedeutung. Dichtung ist Bedeutendes und Sinn Gebendes, Erfindung, Herausfinden, Entdecken, Enthüllen und darin Betätigung eines Wahrheitsgefühls. Indem dies Ahnen ein Inneres an einem Äußeren darstellt, führt es fruchtbare Erkenntnisse herbei, Welt und Geist werden miteinander verbunden, das Dasein als ein Ganzes, Harmonisches, ein Ineinander von Innen und Außen „unversehens“ erkannt, als „seligste“ Gewißheit erfahren. In solchem Erfahren des Zusammenhanges von Geist und Welt, Begriff und Bild, Sinn und Gestalt wird der Mensch seiner Gottähnlichkeit inne, des über ihn selbst Hinausweisenden. Dichtung und Kunst ist Entdeckung von Wahrheit und darin Versicherung des höheren Ranges des Menschen. Ähnliches wird in der zweiten Äußerung gesagt: Kunst ist das Sichtbarwerden des Unerforschlichen in der lebendig-gegenwärtigen Gestalt, im Symbol, so offenbarend, daß hinter dem Einmaligen und Besonderen das Gesetz sichtbar wird. Wieder werden wir auf Sinn, Bedeutung, Wahrheit als zum Wesen des Kunstwerkes gehörend geführt. Wobei wir uns bewußt bleiben müssen, daß diese Entdeckung der Wahrheit auf die nur der Kunst eigene Weise geschieht. Dichtung hat nicht Wahrheit, sondern ist Wahrheit als Gestalt, lebendig- Augenblickliche Offenbarung. Dichtung vermittelt Sinn, hat einen erfragbaren Kern, nur daß dieser Sinn und Kern nicht begrifflich erfaßt, denkend erforscht, sondern nur in der lebendigen Begegnung erfahren werden kann. Der im Symbol, dem Bild, der Gestalt sich auftuende Sinn ist, wie wir sagten, Ereignis.

Auf die Dichtung angewandt, heißt das, daß das dichterische Wort auf unverwechselbare Weise vom nichtdichterischen unterschieden ist. Es sagt nicht, sondern bildet, schafft Gegenwart, aber diese Gegenwart als Offenbarmachen der Wahrheit. Das ist das, was Hölderlin das „Stiften“ der Dichter nannte, welches Stiften das „Bleibende“ begründet. Gegenüber einseitigem Beurteilen der Dichtung als Schönheit, Stimmung, Empfindung hat

¹¹⁾ Max. und Refl. Nr. 314; a. a. O., S. 369. Vom Jahre 1826.

Theodor Haecker oft und mit Heftigkeit den Anteil auch des dichterischen Wortes an der Wahrheit, am Logos betont. Die heutige Philosophie hat von anderen Erwägungen her in der Kunst und der Dichtung das Sichereignen der Wahrheit betont. In Heideggers Aufsatz vom Ursprung des Kunstwerkes wird dieses bestimmt als „das Sich-ins-Werksetzen der Wahrheit“; es ist „eine wesentliche Weise“, wie Wahrheit sich „in dem durch sie eröffneten Seienden einrichtet“¹²). Im Werk wird „das sichverbergende Sein gelichtet“¹³). Nach Weischedel¹⁴) erscheint im Kunstwerk die „Tiefe“, welche das Wesen und die „Ursprünglichkeit“ der Dinge ist. Diese erscheinende Tiefe ist „metaphysische Wirklichkeit“, das in der Gegenwärtigkeit nicht aufgehende Sein der Dinge. Auf diese Weise ist Kunst die Erscheinung des Absoluten, das als Tiefe der Welt das Göttliche ist¹⁵). Wie immer nun „Wahrheit“ oder die „Tiefe“ gemeint sein mögen¹⁶), nimmt man diese philosophischen Erörterungen losgelöst von der besonderen Problematik der Philosophierenden, so ergibt sich als gemeinsame Überzeugung etwa dieses: daß im Kunstwerk nicht nur Schönheit und Gefühl sich darstellen, auch nicht, daß Natur in ihrer äußeren Wirklichkeit wiederholt wird, sondern daß sich im Kunstwerk, also auch in der Dichtung, der hinter den Dingen oder in ihnen liegende geheime Sinn sich offenbart und kundtut, daß Dichtung aus der Tiefe der Welt Wahrheit hervorholt und in die bedeutende Gestalt bannt.

In der Kunst werden die Dinge in ihrem Wesen erfaßt, aus dem Zufälligen gelöst, ins Gültige verwandelt und vertieft. Das in ihnen eingeschlossene Geheimnis wird offenbar gemacht, zugleich aber wieder in ein neues Geheimnis, die Gestalt, das Bild, eingeschlossen. Daher ist Dichtung und alle Kunst Entdeckung und Verhüllung zugleich. Darin beruht das Eigenartige ihrer Wirkung, daß sie ebenso befremden, wie befreien kann.

Wenn Dichter wie Goethe und Stifter ihre Kunst mit dem Wirklichen oder Wahren in Beziehung brachten, dann meinten sie damit, daß in ihren Dichtungen das wahre Angesicht des Daseins hinter den zufälligen Äußerungsweisen zum Vorschein käme. Was Goethe in der Ausbildung seines Auges zum „reinen“ Sehen übte, was Stifter in der Darstellung des „einfachen“ Lebens von Stufe zu Stufe klarer entwickelte, war das aus der Ehrfurcht vor den Dingen hervorgehende Bemühen, die in ihnen liegende reine Gestalt anschaulich und vernehmbar zu machen, „wie die Dinge in der Welt ein Angesicht haben“ (Stifter), wie sie „an sich sind“¹⁷). Das ist dasselbe, was Rilke von Rodin lernte, als dieser ihn davon befreite, die Welt in sein Gefühl und seine Stimmung zu hüllen, statt das in ihr Verborgene, unter tausend Verdunkelungen Versteckte ans Licht zu bringen. Rilke verband, was uns hier nicht näher beschäftigen kann, seine neue Kunstauffassung mit seiner Absicht, im Kunstwerk das Dasein zu retten. Dieses Kunstwerk, in dem die Welt wieder „heil“ und „ganz“ wird, nannte er „Sternbild“ und „Engel“. Für seine Dichtung bedeutet das, daß er, in seinen Dinggedichten vor allem, die vordergründig von uns gesehene Erscheinung in ein Gültiges, ein ins Große Erhobenes, verwandelte. Wie ernst er diese befreiende, deutende Aufgabe des Künstlers nahm, geht daraus hervor, daß er das Tun des Dichters „Gericht halten“ nannte.

Wir können aber noch einen Schritt weiter tun in der Umschreibung dessen, was wir die Wahrheit der Dichtung nannten. Sie meint nicht nur die in der Form sich verwirklichende echte Gestalt des Daseins, sondern ihren religiösen Sinn. Kunst und Dichtung in

¹²) Heidegger, Holzwege (1952), S. 50.

¹³) Ebenda, S. 44.

¹⁴) Die Tiefe im Anlitz der Welt, Tübingen 1952.

¹⁵) Die von daher sich ergebende Frage, ob christliche Kunst möglich ist, muß außer acht gelassen werden.

¹⁶) Heidegger: „Wahrheit ist die Unverborgenheit des Seienden als des Seienden“, a. a. O., S. 67.

¹⁷) Vgl. dazu Kunisch, Stifter, S. 90 ff.

ihrer letzten Ausprägung deuten das Dasein als von Gott her und auf Gott hin. Das Angewiesensein der Natur auf das erlösende Heraufholen in den in ihr eingeschlossenen, zerstörten Sinn, wie es im Neuen Testament ausgesprochen ist¹⁸⁾, wird zu einem Teil bereits im Wort des Dichters und Bild oder Klang des Künstlers geleistet. Eichendorff sprach in seinem bekannten Spruch von dem Lied, das in allen Dingen schläft, und das ins Singen erlöst werden kann, „triffst Du nur das Zauberwort“. In seiner Literaturgeschichte hat er bei der Besprechung der Märchen Brentanos näher gesagt, was mit seinen, zunächst sehr „romantisch“ klingenden Versen gemeint sei. Brentano habe die „von Erlösung träumende, arme gebundene Natur“ in den Spielen seiner Märchen befreit. Es ist also im Werk des Dichters sozusagen ein Stück jener Befreiung geleistet, von der das Neue Testament in der Verkündigung des Neuen Himmels und der Neuen Erde spricht. Eichendorff schreibt diese Fähigkeit dem „reinen, gottergebenen, keuschen Sinn“ zu, und wir sind gewiß berechtigt, solche Auffassung neben die Goethes zu stellen, der im Divan, die indische Legende von der reinen, wasserschöpfenden Brahmanenfrau benutzend, der „reinen“ Hand des Dichters zutraut, daß sie das wogende Innere seines Herzens zur dichterischen Gestalt forme, wie das Wasser zur Kugel wird in der Hand der reinen Frau:

Löscht' ich so der Seele Brand,
Lied es wird erschallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen¹⁹⁾.

Auch Rilkes Lehre von der Möglichkeit, das Dasein durch die Verwandlung im orphischen Singen ins Heile, Gültige, Bleibende zu bringen, hängt, wenn auch unbewußt, mit solchen Vorstellungen zusammen²⁰⁾. Wichtig ist uns an diesen Auffassungen, daß dem dichterischen Wort die Kraft zuerkannt wird, das Geheimnis der Welt als im Göttlichen ruhend zu offenbaren²¹⁾ und ihren Sinn auf ein Endgültiges hin zu bestimmen. Solche Bewertung der Dichtung begegnet sich sehr nahe mit dem, was Guardini als ihre letzte Aufgabe ansieht, die Welt auf ihre zukünftige Gestalt hin zu entwerfen. „So entwirft die Kunst etwas voraus, das noch nicht da ist... Jedes echte Kunstwerk ist seinem Wesen nach eschatologisch und bezieht die Welt über sie hinaus auf ein Kommendes.“²²⁾

Dichtung und Kunst haben also mit der Wahrheit zu tun; sie enthüllen die Tiefe des Daseins, und holen verborgenen Sinn ans Licht. Aber sie tun es anders als jede Wahrheitsfindung und Erkenntnis sonst. Sie tun es, indem sie das Dunkle in die aufschließende Gestalt verwandeln. Dichtung spricht in einer nur ihr eigenen Sprache. Doch schon aus dem Vorhergehenden läßt sich entnehmen, daß es bei der Wahrheit, die in der Dichtung offenbar wird, um anderen Sinn und andere Aufschlüsse geht, als bei dem Durchdringen des Daseins mit dem Denken. Dichtung sagt Wahrheit nicht nur anders aus als etwa die philosophische oder theologische Bemühung, sondern sie sagt andere Wahrheit aus. Das will sagen, daß in der Dichtung andere Schichten des Seins sich öffnen als bei dem Bemühen um Erkennt-

¹⁸⁾ Etwa Römer 8, 12–39.

¹⁹⁾ Buch des Sängers, „Lied und Gebilde“.

²⁰⁾ Vgl. den Versuch einer Deutung Kunisch, R. M. Rilke und die Dinge, Köln 1946, S. 46 ff. Eine Ahnung von diesen Zusammenhängen, auch mit dem Hinweis auf das Neue Testament, findet sich im „Camenzind“ von H. Hesse, S. 83 und 152 (S. Fischer 1905).

²¹⁾ Ob von hier aus nicht doch die Möglichkeit christlicher Dichtung, die von Weischedel a. a. O. bestritten wird, gegeben ist, sei wenigstens gefragt, auch wenn hier keine Antwort versucht werden kann.

²²⁾ Guardini, Über das Wesen des Kunstwerks, S. 38f.

nis, daß hier eine Tiefe erschlossen wird, die dem forschenden Denken unzugänglich ist. Auch in diesem Sinne ist strenggenommen Dichtung unübersetzbar und notwendig²³⁾.

4.

In der Tatsache, daß Dichtung Wahrheit vermittelt, wenn auch in einer nur ihr eigenen Weise, ist eingeschlossen, daß sie auf Jemanden gerichtet, auf einen Aufnehmenden bezogen ist. Dichtung ist von Wesen Wahrheit für mich, den jeweils Einzelnen, ihr Begegnenden. Jedes Kunstwerk geht uns an (in dem wirklichen Sinn des Wortes), meint uns. Auch wenn Wahrheit nicht dadurch zur Wahrheit wird, daß sie vernommen wird, so erfüllt sie sich doch erst im Vernommenwerden. So ist es auch mit der Wahrheit der Kunst. Damit wird nicht behauptet, Kunst und Dichtung hätten einen Zweck, seien um der Wirkung, der Verkündigung willen da, wohl aber, daß sie ihren Sinn verwirklichen erst in dem Zusammentreffen mit einem hörenden, sehenden, empfindenden Menschen. Noch viel weniger soll gesagt sein, Dichtung habe Zwecken außerhalb ihrer dienstbar zu sein, wohl aber, daß alles Gegenwärtige ihr zur Verfügung steht, sie nichts auszulassen braucht, daß sie ergreifen kann, was immer sie will. Nur kann sie von niemanden in Pflicht genommen werden. Der Dichter ist wohl in der Zeit, aber nicht für die Zeit²⁴⁾.

Dichtung hat aus ihr selbst einen Auftrag, da sie aus Entscheidung kommt. Auch wenn es sich nicht um willentliche Entscheidungen handeln kann, auch wenn wir die Haltung des Dichters vor dem ihm Begegnenden und ihm Zukommenden eher mit Gehorchen als mit Wollen bezeichnen können, so ist doch das Sich-zur-Verfügung-Stellen ein Akt des Entscheidens und Unterscheidens, wenn auch mehr im Sein als im Bewußtsein. Für diese Auffassung ist ein modernes Zeugnis von Wert. Thornton Wilder läßt in seinen „Iden des März“ Julius Caesar in seinem Tagebuch schreiben, daß nur eine Einsamkeit größer sei als die des Feldherrn und Staatsmannes, nämlich die des Dichters: „denn wer vermag ihm zu raten bei dieser ununterbrochenen Folge von Entscheidungen, die ein Gedicht ist?“²⁵⁾

Die Tiefe der Welt teilt sich dem Dichter mit; dies aber bedeutet nicht eine blinde Hinnahme, sondern ein Sich-stellen aus dem Wissen, daß der Dichter zu bekennen hat. Auch die Zeugnisse Hölderlins und Rilkes, die am ehesten im Sinn eines Überwältigtwerdens gedeutet werden könnten, lassen die Bewußtheit und das wissende Sichfügen erkennen. Stifter nennt es das „Herz“, aus dem seine Dichtung ihren Sinn und ihre Aufgabe bekommt, und auf das wiederum zu „wirken“ er bemüht ist. Das „Ausreden des Herzens“ heißt das Sprechen aus dem Bezirk, in dem die Wirklichkeit der Welt und des Menschen erkannt und als Aufgabe ergriffen wird²⁶⁾.

Ist dem aber so, so gibt es vor der Dichtung keine Möglichkeit des Ausweichens ins Unverbindliche und Ungefährere. Da sie uns angeht, Anspruch erhebt, müssen wir ihr entgegenkommen, bereit, das uns Meinende zu erkennen und anzunehmen. Jenes, das da zu uns spricht, hat die Art, uns „betroffen“ zu machen, denn es ist als Offenbarung der „Tiefe“, als Bekundung des „Herzens“, befremdend, erschütternd, entrückend!²⁷⁾ Aber so wie das Hervortreten der Dichtung mehr ist als ein Reden aus unbewußter Erschütterung, sondern zugleich auch Einstellung, Feststellung, Entscheidung, so ist ihre „Wirkung“ mehr als Be-

²³⁾ Gewiß gibt es hier wieder Zwischenformen. In gewisser philosophischer Lyrik werden Erkenntnisse dichterisch, d. h. gestalthaft sichtbar gemacht. Den strengen Fall aber stellt „reine“ Lyrik dar, die „Undenkbares“, und darum in begrifflicher Sprache Unaussprechbares, Bild werden läßt.

²⁴⁾ Mehr kann an dieser Stelle über das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit nicht gesagt werden. Ausführlicheres muß späterer Gelegenheit vorbehalten bleiben.

²⁵⁾ Die Iden des März, 1949 Suhrkamp, S. 49.

²⁶⁾ Vgl. des Näheren Kunisch, Stifter, S. 103 ff.

²⁷⁾ Vgl. Weischedel, a. a. O., S. 13 ff.

troffenheit. In dem Entrücktwerden wird der Aufnehmende zu einer genauen Stellungnahme gezwungen, nicht im ethischen Sinne, sondern mehr im Geistigen. Er muß dem Sichbekennenden gegenüber bekennen, muß sich stellen. Es gibt der Kunst und damit auch der Dichtung gegenüber nicht die Flucht ins Genießen, noch ins Erklären, sondern nur die Entscheidung. Man kann ja sagen oder nein. Da Dichtung ein „Angesicht“ hat, Gestalt ist, kann sie nur angesehen werden, d. h. als die sie ist, erkannt werden. Ob das Erkannte angenommen oder verworfen wird, ist in die Freiheit des Aufnehmenden gestellt. Es gehört zum Adel der Dichtung, daß man ihr gegenüber sich unterscheidend verhalten kann und muß. Wenn Rilke, aus einer besonderen und schmerzlichen Verfassung seines Wesens her die Lehre vertreten hat, das Kunstwerk habe keine „Absicht“ auf jemanden, so hat er insofern Richtiges gesagt, als er das Abhängigsein der Dichtung und der Kunst überhaupt von den Bedürfnissen eines „Verbrauchers“ abgelehnt hat. Wenn er darüber hinaus noch etwas hat sagen wollen, so hat er ein zum Wesen der Dichtung Gehöriges zu Unrecht geleugnet: daß sie nämlich als lebendig-gegenwärtige Verkörperung des „Unerforschlichen“ von dem Vorhandensein dieses Unerforschlichen zeugen und als dieses Zeugnis aufgenommen werden will.

In der Begegnung mit dem Kunstwerk erfährt der Mensch die Begegnung mit sich selbst, und im Erfahren dieser Gegenwärtigkeit wird er seiner selbst inne. In der Kunst erfährt sich der Mensch als „methaphysisches Wesen“²⁸⁾. Eben weil Dichtung lebendige Gestalt ist, muß man ihr „begegnen“, das heißt, man muß zu ihr und zu sich selbst sich bekennen, man muß vor ihr seiner selbst in seiner Wesenheit inne werden. In der Dichtung wird Ordnung, weil Sinn geschaffen; im Aufnehmen dieses Sinnes wird der Sinn des Menschen aufgedeckt und aufgerufen. Rilke, der in seinen theoretischen Äußerungen dem Kunstwerk jede Aufgabe außer der, zu sein, abgestritten hat, hat in seinem Apollo-Sonett gesagt: „Du mußt dein Leben ändern“, das heißt natürlich nicht, oder zunächst nicht, du mußt ein sittlich besserer Mensch werden, aber du mußt mehr Mensch werden, da sich vor dem Kunstwerk enthüllt, wer du zu sein hast. Eben das hat Stifter in einem Brief aus dem Jahre 1869 an einen Maler gemeint: „Wir gehen gleiche Wege, nämlich ein Höchstes der Menschheit (das ist der Schönheitssinn unstreitig) fester gründen und einpflanzen zu helfen. Dadurch wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werde, daß sich seine Stirne kläre, und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat, und die er noch so oft durch niederes Streben trübet“²⁹⁾. Sieht man hinter die zeitgefärbte Redeweise, so wird sehr klar, daß hier der Dichtung mehr zuerkannt wird als eine bessernde „Wirkung“ auf die Menschen im Sinne einer humanen Höherentwicklung; daß vielmehr gemeint ist, daß die Kunst in ihrem Erscheinen die Kraft hat, den Menschen auf sich selbst zurückzuführen und ihn vor ihr seiner selbst sich bewußt werden zu lassen. Indem Dichtung Wahrheit in der Gestalt der Schönheit heraufholt, redet sie den Menschen an, rührt ihn an; sie stellt ihn vor sich selbst und läßt ihn seine „Abkunft“ erfahren. Bei Goethe hieß es, daß die im Kunstwerk sich begebende Offenbarung den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen ließe. In der im Symbol sich ereignenden Synthese von Welt und Geist wird „von der Harmonie des Daseins die seligste Versicherung“ gegeben. Im Erfahren des Kunstwerkes erfährt der Mensch nicht nur sich selber, sondern auch die in der Erscheinung verdeckte, in der Idee, religiös gesprochen, als Verheißung gegebene „ewige Harmonie des Daseins“. Der Mensch wird über sich selbst hinausgeführt in den Zusammenhang des Ganzen; er vernimmt das in den Dingen schlafende Lied, wie Eichendorff es ausgedrückt hat. In der Dichtung stellt sich

²⁸⁾ Weischedel, a. a. O., S. 49.

²⁹⁾ Sämtliche Werke (Prager Ausgabe) 19, S. 176.

von Gnaden, durch „des Dichters reine Hand“, das Dasein in seiner in ihm angelegten, im gegenwärtigen Zustand verdeckten, vollkommenen Gestalt wieder her. Diesen Sinn in ihr vernehmen, ist der Anspruch, den die Dichtung an den aufnehmenden Hörer hat.

5.

Zum Schluß nehmen wir noch einmal einen bereits angedeuteten Gedanken wieder auf. Wir sagten, daß es vor der Dichtung kein Ausweichen ins Unverbindliche gäbe, sondern daß sie uns in einem sehr genauen Sinne angeht. Dabei handelt es sich nicht nur um ein Erschüttern oder Betroffenmachen, sondern um ein Herausfordern zu einer Stellungnahme für oder wider. Heißt das nun, daß man dem in einem Kunstwerk sich aufschließenden Sinn gegenüber die Möglichkeit der Ablehnung hat, daß man die „Lehre“ einer Dichtung, sagen wir, der „Duineser Elegien“ zurückweisen kann? Wenn wir darauf mit ja antworten, so tun wir es in der Meinung, daß Kunst eine zu ernste Angelegenheit sei, als daß man sie gleichgültig nehmen könnte. Wir tun es aber auch mit dem deutlichen und bestimmten Hinweis, daß der Kunst und Dichtung gegenüber ebensowenig Beargwöhnung, kleinliches Richten, pharisäisches Aburteilen gerechtfertigt ist. Aber da wir der Dichtung die Kraft der Offenbarung und der Hinausführung des Daseins in Sinn und Bedeutung zuerkennen und vom Aufnehmenden glauben, daß er vor ihr auf sich selbst zurückgeführt wird, wir aber andererseits die Kunst nicht ausnehmen können aus der Verfassung, in der wir vom Unendlichen her alles Endliche, vom Schöpfer her alles Geschöpfliche und sein Werk befangen sehen, können wir sie nicht absolut setzen, sondern müssen ihr gegenüber wie allem aus menschlicher Entscheidung Kommenden die Forderung erheben, daß wir das Ernstnehmen ihres Anspruches als Entscheidung in Freiheit verstehen dürfen. Da wir die Dichtung als eine Wirklichkeit auffassen, die auf unsere menschliche Wirklichkeit bestimmt und fordernd bezogen ist, können wir uns vor ihr nicht gleichgültig und unentschieden verhalten³⁰). Daß wir so bestimmt werten, ist (das möge noch einmal mit allem Ernst betont werden) keine Überheblichkeit gegenüber der Dichtung und keine Geringschätzung ihrer; im Gegenteil! Aber es ist auch keine Verkennung des Wesens der Dichtung, wie es vielleicht scheinen könnte.

Wir haben eingangs gesagt, daß Dichtung ihren Gehalt nur in der Form bietet, daß es also einen aus ihr herauslösbaren, übersetzbaren Inhalt nicht gibt. Das bedeutet, daß man den Gehalt nicht losgelöst als These betrachten kann, sondern daß das Ganze als Vorgang und Gestalt aufgefaßt, ergriffen oder abgelehnt werden muß. Das heißt anders ausgedrückt, daß die „Wahrheit“ der Dichtung nicht schlechthin gültig sein kann, sondern daß sie zunächst die Wahrheit eben dieses dichterischen Augenblicks ist, so wie sie immer auch Wahrheit zunächst für mich, den sie jeweils Aufnehmenden, ist. Ist also die Dichtung damit doch von einer anderen Seite her der Willkür und dem Uernst ausgeliefert? Nein, denn zuerst gilt es einmal, dies festzustellen: ist überhaupt Wahrheit am Werke, ist überhaupt, um mit Heidegger zu sprechen, „Werk“, Kunstwerk vorhanden? Wahrheit der Dichtung ist die Art, wie Welt erfaßt und im Bild gedeutet wird. Die erste Frage geht darauf: ist dieser Vorgang echt, wahrhaftig; liegt hier ein wirkliches Ineinander und Aneinander vor von Form und Gestalt? Ist hier Form der „Sinn des Inhaltes“; ist hier Inhalt in den Sinn gehoben, zum Sinn und zur Wahrheit gehoben in einer unverwechselbaren, unübersetzbaren Form? Dafür gibt es Kriterien. Es läßt sich nachweisen, wo Schmuck daraufgesetzt wird, oder wo umgesetzt,

³⁰) Hier taucht noch einmal die Frage der Möglichkeit und Berechtigung christlicher Dichtung auf, diesmal aber, wie wohl deutlich geworden ist, ernstlicher und dringender, aber nun auch erst in ihrer ganzen Schwierigkeit.

verwandelt, eingeformt wird. Wenn auch immer ein echtes Gefühl von Betroffensein oder Angerührtsein den Ausgangspunkt bilden wird³¹⁾).

Entscheidend ist also zunächst nur die verwandelnde Kraft. Der Gegenstand oder der Gedanke bestimmt nicht den Rang eines Kunstwerks. Die dichterische Kraft der Erhellung, der Deutung oder Aufschließung, die Kraft, die heraufholt aus dem Unerforschlichen“ und von dem Ineinander von Welt und Geist „die seligste Versicherung“ gibt, ist zuerst und vor allem bestimmend. Diese Erhellung (Heidegger sagt „Lichtung“) der Verborgenheit des Seins begibt sich, wie wir sagen, nur in der Form. Gestalt ist schon Aussage. Die Vollkommenheit der Aussage bestimmt die Vollkommenheit des Auftrages. Es wächst also die Größe eines Gedichts mit der Kraft der Weltaufschließung. Die Kraft der Weltaufschließung ist der Gehalt, ist die Wahrheit.

Das würde dann bedeuten, daß alle wirklich bewältigte Dichtung und Kunst religiöse Dichtung ist, wenn wir religiös nehmen als Ausdruck für das Offenbarwerden des Unendlichen im Endlichen, Gottes im Geschöpflichen. Und weiter, daß alle echte Gestaltung nicht nur die Wahrheit ihres eigenen Augenblicks, das heißt Gegenwärtigwerdens ist, sondern daß sie, je echter sie ist, der Wahrheit der Offenbarung um so näher kommt. Das hieße umgekehrt dann aber auch, daß dort, wo eine Dichtung dem geoffenbarten Wahrheitsgehalt nicht entspricht, sie nicht „echt“, also im Grunde nicht wirkliche Dichtung wäre. Hier fängt das Problem an, nicht nur schwierig zu werden, sondern eine Grenze zu erreichen, wo unsere Zuständigkeit und Berechtigung aufzuhören scheint. Denn dann ist die Möglichkeit gegeben, einfach aus der Tatsache, daß eine Dichtung in ihrer „These“ der Offenbarung widerspricht oder sie verfälscht, sie als Dichtung oder Kunstwerk abzutun.

Mit Recht ist hier gewarnt worden. Aber ebenso scheint das Recht zu bestehen, die Wahrheit eines Kunstwerkes mit der Wahrheit zu vergleichen. Haecker hat einmal gesagt, daß das Denken mit der Offenbarung nicht leichter, sondern schwerer ist. Hier ist ein solcher Fall: es läßt sich begründen, daß die Wahrheit einer Dichtung ihre Verwandlungskraft, ihre Gestaltwerdung ist. Und es steht wohl nicht nur für den Christen fest, daß es die Wahrheit gibt, weil es den Geist gibt, auf die dann alle Einzelwahrheit, so wahrhaftig sie immer entstanden sein mag, bezogen werden kann und muß. Es kommt noch hinzu, daß manche Dichter, am deutlichsten und erschreckendsten wohl Rilke, für ihre Dichtung das Recht und die Befugnis religiöser Verkündigung in Anspruch genommen haben. Wir können also den Anspruch, der Kunst gegenüber wertend, unterscheidend und entscheidend uns zu verhalten, nicht aufgeben³²⁾.

Jedes menschliche Wort, auch das dichterische, hat seine Grenze, wo es seinen Auftrag an das Wort der Offenbarung abzutreten hat, und noch das reinste und wahrhaftigste steht unter dem Gericht, und damit alle Kunst und Dichtung. Wenn es aber zu Recht besteht, daß die Wahrheit einer Dichtung in der Kraft ihrer Daseinsaufhellung, der Verwandlung ins bildträchtige Wort besteht, daß es die Wahrheit der Dichtung nur in der rein bewältigten Form gibt, dann steht zu hoffen, daß sich die eben angedeutete Schwierigkeit wirklich so löst, daß je echter eine dichterische und künstlerische Gestaltung ist, sie um so mehr nicht nur ihre Wahrheit hat, sondern Wahrheit ist. So darf man dann wohl auch Hofmannsthals

³¹⁾ Siehe dazu Emil Staiger, *Die Kunst der Interpretation*, Neophilologus, Groningen 1951, S. 1 ff. Und neuerdings das Vorwort zu seinem „Goethe“, Zürich 1952, S. 7–12.

³²⁾ Zu diesen schwierigen Erörterungen vgl. vorläufig R. Guardini, Vorwort zu seiner Deutung der „Duineser Elegien“; derselbe, Nachtrag zu einer Kollegstunde über Rilkes Erste Duineser Elegie, Frankfurter Hefte 3 (1948), S. 346 ff.; Kunisch, Vorwort zu „R. M. Rilke und die Dinge“; H. E. Holtzhausen, *Der späte Rilke*, Zürich 1949, S. 63 f.; Derselbe, *Der unbehaute Mensch*, München 1951, S. 55 ff.

gefährliches, aber großartiges Wort verstehen und verwenden: „Auch die Natur gibt nur die Gestalt. Wir vermögen nur die Gestalt zu lieben, und wer die Idee zu lieben vorgibt, der liebt sie immer als Gestalt. Die Gestalt erledigt das Problem, sie beantwortet das Unbeantwortbare³³).

Georg Graf

Wissenschaftliches Leben bei den Christen des Vorderen Orients in der Gegenwart

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg (Oktober 1952)

Unter dem angekündigten Thema soll ein summarischer Bericht erstattet werden über Institute und Bibliotheken, die auf wissenschaftliche Arbeit ausgerichtet sind, und über Publikationen gleicher Art unter den Christen der verschiedenen Konfessionen und Riten in den Ländern Ägypten, Palästina, Libanon, Syrien und Irak. Nicht einbezogen sind Armenier und Georgier in der Türkei und im übrigen Kleinasien. „In der Gegenwart“ will besagen: die Zeit nach dem Kriegsende, wobei des Zusammenhangs wegen zuweilen auf die unmittelbar vorausgehende Zeit zurückgegriffen werden muß.

I. Ägypten

Ein Zentrum wissenschaftlicher Planung und Betätigung ist die im Jahre 1934 in Kairo begründete Société d'Archéologie Copte, die sich das Studium der Geschichte, der Kunst und der Literatur der Kopten als Ziel gesetzt hat. Dem Zweck der Gesellschaft entsprechend sind die meisten Mitglieder Christen; doch sind unter ihnen auch muslimische Interessenten für ägyptische Geschichte und Kultur. Neben den ordentlichen Mitgliedern zählt die Gesellschaft „membres donateurs“, eine große Zahl Ehrenmitglieder und 12 Korrespondierende Mitglieder außerhalb Ägyptens. Die Leitung untersteht einem Verwaltungsrat mit einem Präsidenten an der Spitze (gegenwärtig Mirrit Butros Ghali Bey).

Der Vereinszweck wird erfüllt durch Bewahrung und Pflege der koptischen Denkmäler, durch Bereicherung des Koptischen Museums, durch archäologische Expeditionen, Exkurse, Vorträge und besonders durch Publikationen, die in mehreren Serien erscheinen, darunter an erster Stelle ein Bulletin, von dem seit seinem erstmaligen Erscheinen 1935 bisher 13 Bände ausgegeben wurden. Das Bulletin, reich ausgestattet mit Abbildungen und Tafeln, hat internationalen Charakter hinsichtlich der Mitarbeiter und hinsichtlich der verwendeten Sprachen in den Beiträgen. Diese behandeln in wechselnder Abfolge Probleme und Gegenstände der Archäologie, Kunst, Geschichte, Ethnographie, Folklore, Philologie und Literatur, gemischt mit Editionen von Texten aus der kirchlichen und auch anderen Literaturen. Von den einheimischen Mitarbeitern treten hervor der langjährige Bibliothekar des Koptischen Museums Yassā 'Abd al-Masīḥ und Murād Kāmil, Professor an der Fu'ad-Universität in Kairo, der seine Studien in Tübingen bei G. R. Enno Littmann gemacht hat und sich auch der Erforschung der äthiopischen Literatur widmet.

Eine andere Publikationsreihe der genannten Société sind die Textes et Documents, die von Togo Mina mit einer Ausgabe und Erklärung koptischer und griechischer Inschriften in Nubien (1935) begonnen wurde. Für die Interessenten der orientalischen Kirchengeschichte ist von besonderer Bedeutung die Fortsetzung der Edition der berühmten Geschichte der Patriarchen von Alexandrien, begonnen von dem Bischof Severus ibn al-

³³) Berührung der Sphären, S. 395.

Muqaffa' im 10. Jahrhundert und fortgeführt von anderen bis zur Neuzeit. Die Edition dieses wichtigen historischen Dokumentes haben bekanntlich Christian Friedrich Seybold und der Engländer B. Evetts in Angriff genommen, der eine in einer Sonderausgabe und im *Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium* mit lateinischer Übersetzung, der andere in der *Patrologia Orientalis* mit englischer Übersetzung; aber beide Ausgaben reichen nur bis zum J. 849¹⁾. Hier knüpfen nun die neuen Herausgeber an, das sind der schon genannte Yassā 'Abd al-Masīḥ, 'Azīz Suryāl Aṭīya und der Engländer O. H. E. Burmester, die letzteren beide Professoren an der Universität in Alexandrien. Die bisher erschienenen zwei Hefte (1943–1948) führen den Text und die englische Übersetzung der Patriarchengeschichte bis 1066 fort²⁾.

Dem Vereinszweck zur Auffindung und Konservierung koptischer Altertümer dienten 1947 Ausgrabungen unter Leitung des Generalsekretärs Baschatli bei der oberägyptischen Stadt Armant am linken Nilufer, welche zur Entdeckung des im 4. Jahrh. gegründeten Klosters des hl. Phöbammon führten. Wie das früher ausgegrabene Epiphaniuskloster und andere war auch dieses in den Resten alter Tempelräume eingerichtet. In der Zeitschrift *Chronique d'Égypte* 1950 erschien ein vorläufiger Bericht; ein umfangreiches monographisches Werk darüber steht vor dem unmittelbaren Abschluß, an dem auch Yassā und der bekannte Koptologe Walter C. Till (früher in Wien, jetzt in Manchester) mitarbeiten.

Wie schon erwähnt, ist die *Société d'Archéologie Copte* im besonderen für das Koptische Museum tätig. Die Einrichtung dieses wurde 1908 von dem für die Sache hochverdienten Murkus Simaika begonnen und zwischen den Resten des alten römischen Kastells Babylon in Altkairo neben der berühmten alten Marienkirche al-Mu'allāqa mit Unterstützung des Koptischen Patriarchats ausgebaut. Seit Anfang 1931 steht es unter staatlicher Leitung. M. Simaika starb, achtzig Jahre alt, am 4. Oktober 1944; sein Nachfolger wurde der bisherige Konservator Togo Mina, ein guter Kenner und Verwerter auch der koptischen Literatur. Er hat vor allem das große Verdienst, den schon berühmt gewordenen ältesten Hss.-Schatz mit gnostischen Schriften für das Museum gesichert zu haben³⁾, wo er, nun vollständig gesammelt, der wissenschaftlichen Erschließung wartet. Leider konnte Togo Mina selber die bereits von ihm übernommene Editionsarbeit nicht fortsetzen, da er am 24. Oktober 1949 gestorben ist. Diese Aufgabe übernahm sein Nachfolger Pahor Labīb, der Sohn des in früheren Jahrzehnten als versierter Koptologe hervorgetretenen Klaudius Labīb, unter Mithilfe von Dr. Doresse in Frankreich und Prof. Walter Till.

Der Gründer und erste Direktor des Koptischen Museums hinterließ einen „Führer“ (Dalīl) des Museums mit ausführlicher Beschreibung und Bewertung und zahlreichen Abbildungen der Museumsstücke. Die arabische Ausgabe in zwei Bänden enthält wertvolle Beigaben, wie die Beschreibung und Geschichte der alten Kirchen in Kairo und der koptischen Klöster, auch eine Zusammenstellung aller koptischen Kirchen im Lande, und von einem andern, auch sonst schriftstellerisch hervorgetretenen vornehmen Kopten, Girgis Philotheus Auwad, eine Liste aller Diözesen und Kirchen im 12. und 13. Jahrhundert. Eine kleinere, einbändige Ausgabe des „Führers“ in französischer (wiederholt in englischer) Sprache⁴⁾ enthält die Aufzählung und Beschreibung der Museumsgegenstände und 161 Bildtafeln.

1) Siehe Georg Graf, *Geschichte der christlichen arabischen Literatur* II (Città del Vaticano 1947) 300–306.

2) *History of the Patriarchs of the Egyptian Church by Sawirus ibn al-Muqaffa'*, Vol. II. Part I, Le Caire 1943. Part II. 1948.

3) Siehe *Münchener Theologische Zeitschrift* 1 (1950) 91–95.

4) *Guide sommaire du Musée Copte*, Le Caire 1937. – *A brief Guide to the Coptic Museum*, Cairo 1938.

Der wiederholt genannte Bibliothekar, der seit Jahrzehnten dem Koptischen Museum treu und fördernd zu Diensten steht, Yassā 'Abd al-Masīh, entfaltet bis zur Stunde eine reiche literarische Tätigkeit sowohl im Bulletin als auch in vielen Zeitschriften des Landes und in den *Orientalia christiana periodica* (Rom), vor allem mit Beiträgen zur Liturgik und Hagiographie. Er ist auch der Materialiensammler und Bearbeiter des im Auftrag und unter dem Namen des Direktors M. Simaika hsg. Handschriften-Kataloges des Museums⁵⁾, und nicht nur dieses einzigen, sondern auch des ihm folgenden, viel umfangreicheren Kataloges von mehr als 1190 Hss. im Koptischen Patriarchat⁶⁾. Für dieses wurde in den letzten Jahren ein zweckdienliches Bibliotheksgebäude aufgeführt und 1952 vollendet. Auch für die Handschriften in den Hauptkirchen Kairos und Alexandriens und in den ägyptischen Klöstern sind gleichgeartete Kataloge mit arabischem und englischem Text vorgesehen; ihre Drucklegung ist in Vorbereitung.

Notwendig muß auch eines Autors gedacht werden, der zwar seiner Nationalität nach kein Ägypter, sondern ein Niederländer ist, der aber sowohl durch seinen Beruf als auch durch den Gebrauch der arabischen Sprache in seinen sehr zahlreichen Veröffentlichungen zum Ägypter geworden ist: Jakob Muysier, Mitglied der Missionsgesellschaft von Lyon und Pfarrer der katholischen Kopten und Hegumenos in Fāqūs im Delta. Er ist Mitarbeiter im Bulletin der Société d'Archéologie Copte und in vielen Zeitungen und Zeitschriften des Landes und hat, um nur ein paar Arbeiten der letzten Zeit zu nennen, in der im 5. Erscheinungsjahr stehenden Monatsschrift für den katholischen Klerus (Ṣādiq al-kāhin) mehrere hagiographische Beiträge geliefert und zur biographischen Literatur auch in einer Sammlung über berühmte christliche Männer der Vorzeit beigesteuert⁷⁾.

Die Christen Ägyptens verfügen zwar nicht über so viele Zeitschriften wie diejenigen der syrischen Länder; die vorhandenen geben aber doch auch zuweilen historischen Aufsätzen und Textveröffentlichungen, besonders aus der Legendenliteratur, Raum. Die jüngste Gründung (1952) auf katholischer Seite ist L'Institut Copte mit seinem Publikationsorgan *Les Cahiers Coptes*, welche sich das Studium des religiösen, sozialen und künstlerischen Lebens der koptischen Nation und vor allem die Sammlung und Publikation unedierter historischer Dokumente zur Aufgabe gemacht haben⁸⁾.

Bei den Griechen Ägyptens hat besonders die Patriarchatsbibliothek in Alexandrien hohe wissenschaftliche Bedeutung. Ihr derzeitiger Direktor Theodoros D. Moschonas stellte seit 1945 nicht nur einen dreibändigen Handschriften-Katalog⁹⁾ in den Dienst der Forschung, sondern unternahm im J. 1948 auch die Herausgabe eines Bulletins mit dem Titel *Δελτίον τῆς Πατριαρχικῆς Βιβλιοθήκης*, dessen Hauptzweck die Veröffentlichung von Texten und Dokumenten aus dieser Bibliothek ist. – Die älteren, der wissenschaftlichen Welt bekannten Zeitschriften der ägyptischen Griechen sind *Ἐκκλησιαστικὸς Φάρος*, *Πανταῖον* und *Διδασκαλεῖον*. Dazu kommt eine arabische Zeitschrift für die Einheimischen des byzantinischen Ritus mit dem Titel „Die orthodoxe Kirche“. – Aus der Druckerei des griechischen Patriarchats ging 1951 hervor eine „Geschichte der Kirche Antiochiens“ (1073 S.)¹⁰⁾, als opus posthumum des 1938 verstorbenen Erzbischofs A. Papadopoulos von Athen, der in

⁵⁾ Catalogue of the Coptic and Arabic Manuscripts in the Coptic Museum, the Patriarcate usw. Vol. I, Cairo 1939.

⁶⁾ Vol. II. Fasc. I, Cairo 1942.

⁷⁾ *Suwar min ta'rīḥ al-Qibṭ*, Kairo 1950 (338 S.).

⁸⁾ Siehe *Proche-Orient Chrétien* 2 (Jerusalem 1952) 272f.

⁹⁾ Zuerst erschienen in *Ἐκκλησιαστικὸς Φάρος* 37 (1938)–42 (1943), dann separat *Κατάλογοι τῆς Πατριαρχικῆς Βιβλιοθήκης*, 3 Bde., 1945–1947.

¹⁰⁾ *Ἱστορία τῆς Ἐκκλησίας Ἀντιοχείας*, hsg. von Papamikhail, Professor der Universität Athen, 1951; siehe *Proche-Orient Chrétien* 1 (1951) 351f.

früheren Jahren eine Geschichte der Patriarchate Jerusalem und Alexandrien geschrieben hatte. Leider ist auch dieses sein letztes Werk nicht frei von einer gewissen Einseitigkeit in der Stellungnahme zur römischen Kirche.

II. Jerusalem

Von dem ehemaligen Palästina kommt für unsere Berichterstattung als einziger Ort Jerusalem in Betracht, und zwar nur der arabische, zu Jordanien gehörige Teil der Stadt. Dieses Jerusalem gewinnt in der Gegenwart gebührende Beachtung einesteils wegen einer auch den orientalistischen Studien dienenden Zeitschrift, andererseits wegen der Erschließung von großen Bibliotheken in jüngster Zeit.

Die Zeitschrift trägt den Titel *Proche-Orient Chrétien – Revue d'études et d'informations* und wird von den Professoren des unter Leitung der Weißen Väter stehenden Seminars für die katholischen Melchiten St. Anna seit Beginn des Jahres 1951 in Quartalheften herausgegeben¹¹⁾. Der ideelle Zweck der Zeitschrift ist es zunächst, den geistigen Zusammenschluß und die gegenseitige Annäherung aller Christen des Orients zu fördern und so das große Erbe des Gründers der Gesellschaft der Weißen Väter, Kard. Lavigerie, treu fortzuführen. Dazu wollen vor allem das Studium und die Besprechung der religiös-wissenschaftlichen Probleme in Vergangenheit und Gegenwart dienen, deshalb auch der im ersten Heft erschienene Appell zur Mitarbeit sowohl an die Orientalisten der Gegenwart als auch an die wissenschaftlich vorgebildeten und interessierten Priester und Laien des Orients selbst. Bisher erschienen Aufsätze und Beiträge aus den Gebieten der Patristik und der östlichen Literaturen, der Archäologie und der Liturgiegeschichte. Aus letzterem Fach handeln zwei Aufsätze des Chaldäers Kyriakos Moses über die ostsyrischen Meßliturgien¹²⁾. Der zweite Teil eines jeden Heftes bringt jeweils in einer Chronik aufschlußreiche Nachrichten über aktuelle Fragen des kirchlichen Lebens und über soziale und politische Strömungen und Bestrebungen der Gegenwart in allen Ländern des Vorderen Orients.

Das Seminar St. Anna selbst bewahrt seit einem halben Jahrhundert auch eine Handschriften-Sammlung, deren Bestand in den letzten Jahren verdoppelt wurde durch eine Zuwendung des katholischen melchitischen Bischofs Ḥakīm von Akko und Galiläa, nämlich Handschriften, welche dieser an zerstreuten Orten seiner Diözese gesammelt und zuerst in Haifa verwahrt hatte. Die Ausgabe eines analytischen Verzeichnisses steht bevor¹³⁾.

Das lebhafteste Forschungsinteresse wendet sich neuestens der Erschließung zweier großer Bibliotheken in Jerusalem durch Mikrofilmaufnahmen zu, nämlich der Bibliothek beim Heiligen Grab oder des Griechischen Patriarchats, und der Bibliothek von St. Jakob, d. i. des Armenischen Patriarchats. Die Schätze der ersteren waren durch Kataloge und durch Benützung bisher wohlbekannt – ich erinnere nur an die Auswertung durch Albert Ehrhard in seinem Monumentalwerk „Überlieferung und Bestand der hagiographischen und homiletischen Literatur der Griechischen Kirche“ –, die andere aber, mit rund 3700 z. T. reich illustrierten armenischen Handschriften, war bis vor kurzem nahezu hermetisch verschlossen.

Nun ist aber einem katholischen Armenier eine Bestandsaufnahme und Beschreibung ermöglicht worden, wovon ein I. Band 1948 bei den Mechitaristen in Venedig gedruckt

¹¹⁾ Adresse: *Proche-Orient Chrétien*, Séminaire Sainte-Anne, Jérusalem (zone arabe), par Amman (Jordanie).

¹²⁾ Ebd. 1 (1951) 209–220 und 2 (1952) 125–131.

¹³⁾ Briefliche Mitteilung von R. P. J.-B. Darblade P. B. Vgl. Joseph A. Dagher, *Répertoire des bibliothèques...*, Paris 1951, S. 77.

wurde. Dieser Armenier ist Artzavd Sürmean (Sürmēean), früher Erzbischof in Aleppo. Den Armenisten ist der gelehrte Verfasser bekannt durch einen Katalog der armenischen Handschriften in Aleppo (in 2 Bdn. 1935/6), durch eine armenisch geschriebene Geschichte von Aleppo (in 3 Bdn. 1940–50), durch eine Geschichte der Klöster in Cilicien und neuestens eine Geschichte der festen Schlösser im gleichen Land, welche letztere den Interessenten für die ost-westlichen Beziehungen in der Kreuzfahrerzeit gelegen sein mag¹⁴).

Die jüngst gegebenen Ausnutzungsmöglichkeiten der genannten beiden Jerusalemer Sammlungen sind das Ergebnis der von der Library of Congress Washington in die Wege geleiteten und durch die American Foundation for the Study of Man durchgeführten paläographischen Expedition¹⁵), welche in der ersten Jahreshälfte 1950 zuerst im Sinaikloster 1100 griechische, ungefähr 300 arabische, 267 syrische, 90 georgische, 6 äthiopische und 41 slawische Handschriften photographierte, dazu eine große Zahl aus der Menge von über 1000 arabisch und 670 türkisch geschriebene Fermane von historischem Wert. Als wissenschaftliche Experten wirkten u. a. mit die schon genannten koptischen Gelehrten 'Azīz 'Aṭīya und Murād Kāmil. Ersterer befaßt sich zur Zeit mit einem Katalog der arabischen Sinai-Handschriften, der allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen soll. Nutznießer der Sinai-Expedition sind auch das Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium in Löwen, das Institut der Bollandisten in Brüssel und das Byzantinische Institut im Kloster Scheyern.

Nach Abschluß der Arbeiten im Sinaikloster, also in der zweiten Hälfte des J. 1950, nahm die Expedition, z. T. mit dem gleichen Personal, die Arbeiten in Jerusalem auf. In der Bibliothek des Griechischen Patriarchats wurden von dem Bestand an 1800 Hss. ungefähr 1200 und 695 Miniaturen aus 50 Hss. auf Filme gebracht, hierbei alle biblischen Hss., die vor dem J. 1600 geschrieben sind; im übrigen wurden patristische Werke bevorzugt. – Zur Masse der im Armenischen Patriarchat gewonnenen Filme gehören u. a. 424 Miniaturen aus 32 Manuskripten. Das Gesamtergebnis der Arbeiten beider Projekte (Sinai und Jerusalem) sind – von der technischen Seite gesehen – nahezu 1½ Millionen Textseiten auf 20000 Filmen. Das ganze Material, zum größeren Teil in Washington, steht den Gelehrten zur Verfügung. Ein Teil der orientalischen Texte befindet sich an der Universität in Löwen.

In Jerusalem konnten in früheren Zeiten Mitglieder des dortigen Görres-Institutes auch die Handschriftensammlung im syrischen Kloster St. Markus ausnützen¹⁶). In der Druckerei dieses Klosters erschien seit dem J. 1926 eine Zeitschrift *Al-Ḥikma* („Die Weisheit“) für die jakobitischen (monophysitischen) Syrer, auch mit historischen Beiträgen. In den dreißiger Jahren redigierte sie eine Zeitlang der damals im Markuskloster residierende Patriarch Ignatius Ephrām Barsauma, der sie „Syrische orthodoxe Zeitschrift“ umbenannte und fast ausschließlich selbst textlich belieferte. Im Krieg verlegte der Patriarch seine Residenz nach Homs. Er ist Mitglied der Arabischen Akademie in Damaskus.

Die gleiche Ehrung genießt ein in Jerusalem bei den Dominikanern (in ihrem Bibelinstitut) wirkender Syrer und selbst Dominikaner, P. A.-S. Marmarḡī (Marmardji), der durch seine Ausgabe des arabischen Diatessaron bekannt geworden ist. Seine jüngste Arbeit ist eine alphabetisch geordnete Sammlung aller auf die Geographie Palästinas bezüglichen Texte der arabischen Literatur¹⁷).

¹⁴) Siehe J. Muylde rmans in *Le Muséon* 64 (1951) 236–240.

¹⁵) Siehe Gérard Garitte, *Expédition paléographique au Sinai*, in *Le Muséon* 63 (1950) 119–121. – Kenneth Clark, *Microfilming Manuscripts at Jerusalem and Mt. Sinai*, in *Bulletin of the American Schools of Oriental Research* (Jerusalem Bagdad) Nr. 123, October 1951, S. 17–24.

¹⁶) Siehe *Oriens christianus* N. S. 1 (1911) 103–115, 286–314; 2 (1912) 120–136, 317–333; 3 (1913) 128–134.

¹⁷) *Textes géographiques arabes sur la Palestine* (in *Études bibliques*), Paris 1951.

Die europäischen und amerikanischen wissenschaftlichen Institute in Jerusalem wie auch in Kairo haben ihre Tätigkeit wieder aufgenommen, mit Ausnahme des Görres-Institutes (im deutschen Paulushospiz) und des römischen Bibelinstitutes, welches letzteres im jüdischen Sektor liegt.

III. Syrien

Ich fasse für unseren Zweck den Namen Syrien geographisch, nicht politisch, schließe deshalb den Libanon mit ein. Hier begegnen wir, dank der seit hundert Jahren immer stärker gewordenen geistigen Verbundenheit mit dem Abendland, einer solchen Fülle von Gegebenheiten auf dem Sektor des wissenschaftlichen Lebens, daß eine systematische Zusammenschau schwierig, eine Vollständigkeit aber in einem räumlich beschränkten Referat unmöglich ist. – Brennpunkte wissenschaftlicher Forschung und gelehrter Bildung sind die beiden Universitäten in Beirut: die Katholische Universität St. Joseph der Jesuiten und die Universität der Amerikanischen Mission. Dazu kommen die nicht bekenntnismäßig ausgerichteten nationalen Akademien und Institute mit christlichen Mitarbeitern.

Die Universität St. Joseph umfaßt eine philosophisch-theologische, eine juristische und eine medizinisch-pharmazeutische Fakultät, dazu eine höhere Ingenieurschule und eine in Ksara bei Zahlé eingerichtete Sternwarte. An Stelle der früheren *Faculté Orientale* (1902-1914) trat ein noch heute bestehendes Institut des *Lettres Orientales*. Dem Lehrkörper gehört auch eine Reihe einheimischer *Patres* an, abgesehen von den Laienlehrern syrischer Nationalität. Die Universität erlebte ihren wissenschaftlichen und publizistischen Aufstieg dank einer 1875 in Tätigkeit getretenen Presse, der *Imprimerie Catholique*, aus der neben einer Tageszeitung (*Al-Bašir*) auch zwei hochwertige Publikationsreihen hervorgehen. Die eine ist die Zeitschrift *Al-Mašriq* (*Al-Machriq*), 1898 von Louis Cheikho S. J. begründet und von ihm bis zu seinem Tod 1927 verdienstvoll geleitet, dann 1942-1946 in abgeänderter Aufmachung erscheinend, aber seit 1947 wieder der früheren Tradition angepaßt. Sie bringt Originalartikel aus allen Wissensgebieten und Texteditionen. Zu Ende des Jahres 1951 wurde von dem neuen Schriftleiter P. Ignaz 'Abdō Ḥalīfa (Khalifé) ein Prospekt versandt, laut welchem von nun an nicht nur Beiträge in arabischer Sprache, sondern auch in anderen Kultursprachen erscheinen können¹⁸⁾.

Die zweite Reihe der Publikationen bilden die seit 1906 (mit Unterbrechung von 1914 bis 1921) in zwangloser Abfolge ausgegebenen *Mélanges de l'Université Saint-Joseph*¹⁹⁾, wovon 28 Bände vorliegen. Bevorzugte Forschungsgebiete sind Archäologie und Epigraphik, dann islamische und christliche Literaturen. Eines der letzten Hefte 1950 brachte eine Vorstudie des genannten Redakteurs P. Ḥalīfa zu einer von ihm geplanten kritischen Neuausgabe aller Werke des Markus Eremita. Die anderen Institute und Fakultäten geben zeitweilig in Journalen und Berichten Rechenschaft über ihre Tätigkeit. Auch religiöse Zeitschriften kommen aus der *Imprimerie Catholique*.

Im J. 1951 erschien eine *Bibliographie de l'Université Saint Joseph de Beyrouth*, in welcher in systematischer Übersicht alle in gedruckten Einzelbüchern und alle im *Mašriq* und in den *Mélanges* erschienenen Aufsätze aufgezählt werden, dazu auch die von den Professoren der Universität an andern Orten publizierten Schriften und Artikel – das Ganze ein beredtes Zeugnis für die wissenschaftliche und literarische Aktivität der Beirut-er Jesuiten-Universität. Das gleiche Jahr 1951 brachte einen Neudruck der weltbekannten arabischen Bibelausgabe der Jesuiten in kleinerem Format, mit neuen Typen und einer leichteren, sinngemäßen Textgliederung durch vermehrte Abschnitte. In Vorbereitung, z. T. schon

¹⁸⁾ Bisher ist nur erschienen Pierre Rondot, *Essai sur la tribu dans le Proche-Orient*, *Al-Mašriq* 46 (1952) 493-498.

¹⁹⁾ Die ersten 7 Bände unter dem Titel: *Mélanges de la Faculté Orientale*.

unter der Presse, ist ein zweiteiliger Katalog derjenigen Handschriften der mit der Universität verbundenen „Orientalischen Bibliothek“, um welche diese Handschriftensammlung seit dem Abschluß des Kataloges von Louis Cheikho²⁰⁾ vermehrt wurde.

Die Amerikanische Universität, mit der gleichfalls eine Druckerei verbunden ist, hatte einmal als Publikationsorgan ihrer Professoren (unter ihnen auch einheimische christliche) eine arabische Zeitschrift *Al-Kullīya* („Die Universität“), die aber mit dem 18. Band 1932 eingegangen ist. An ihre Stelle trat ein englisch geschriebenes „Magazin“. Daneben erscheinen fünf Serien von Publikationen aus den Gebieten der Naturwissenschaften, der Medizin, der Soziallehre, der Orientalistik und der Archäologie. Die nahezu 70000 Bände umfassende Bibliothek enthält auch über 1000 arabische Handschriften, von denen ein gedruckter Katalog noch aussteht.

Nicht weit nördlich von Beirut liegt auf einer der ans Meer anstoßenden Höhen des Libanon ein Weiler *Ḥarīṣa* (Harissa). Sein Name wird seit ein paar Jahrzehnten oft gelesen als Druckort von zahlreichen Veröffentlichungen kirchengeschichtlichen, landesgeschichtlichen und liturgischen Inhalts wie auch von Unterrichtsbüchern. Die Druckerei gehört zu dem dortigen Mutterhaus der Missionare vom hl. Paulus, einer 1903 entstandenen Kongregation melchitischer Priester zur Abhaltung von Volksmissionen und Exerzitien und für sonstige pastorale Tätigkeit, das Apostolat der Presse mitinbegriffen²¹⁾. Seit 1911 erscheint in ihrer Druckerei als offizielles Organ des katholischen melchitischen Patriarchats die Zeitschrift *Al-Masarra* („Die Freude“), die außer kirchlich-religiösen Zwecken sich auch die Aufgabe der Erschließung der Geschichte und des Kultes der orientalischen Kirchen, vor allem derjenigen des Byzantinischen Ritus, gestellt hat. Eine Schriftenreihe *Documents inédits*, „Unedierte Dokumente zur Geschichte des Patriarchates Antiochien“, dient denselben Zielen.

Eine parallele Erscheinung nach Zweck und Inhalt ist auf maronitischer Seite die Zeitschrift *Al-Manāra* („Der Leuchtturm“), hsg. seit 1930 von den Libanesischen Missionaren in Kuraim (Krēm) bei Ġunyah, und ganz neu, nämlich beginnend mit dem J. 1947, ist die von der melchitischen Kongregation vom hh. Erlöser besorgte Zeitschrift, die sich nach ihrer Herkunft *Ar-Risāla al-Muḥalliṣīya* nennt, „Mission des Erlösers“, und erst 1950 trat wieder eine Zeitschrift ins Leben im Kloster aš-Šīr der aleppinischen Basilianer: „Leben und Wirken“. Von der Aufzählung vieler anderer periodischen Erscheinungen muß abgesehen werden.

Nicht aber soll übergangen werden, daß christliche Autoren von hohem wissenschaftlichem Ruf und großem Erfolg auch an den Publikationen der neuen Akademien und gelehrter Institute in Beirut und Damaskus beteiligt sind. Wenn ich im folgenden Persönlichkeiten nenne, die schon in den vergangenen Jahrzehnten, z. B. in den Literaturberichten des *Oriens christianus* wiederholt genannt wurden, so geschieht es, weil sie auch heute noch oder in den letztvergangenen Jahren in hohem Alter durch ihre Werke eine führende Stellung im wissenschaftlichen Leben der syrischen Lande einnehmen²²⁾.

So *‘Īsā Iskandar al-Ma‘lūf*, Professor am orthodox-melchitischen Kolleg in Zaḥleh, Mitglied der Nationalakademie in Damaskus, Mitarbeiter in vielen Zeitschriften mit zahlreichen Beiträgen vor allem zur Literaturgeschichte. Für quellenkundliche Forschungen sehr bedeutsam sind seine Handschriften-Verzeichnisse staatlicher, klösterlicher und privater

²⁰⁾ *Catalogue raisonné des manuscrits de la Bibliothèque Orientale de l'Université St. Joseph, 1913-1929* (Mélanges VI), VIII, X, XI, XIV.

²¹⁾ Vgl. P. Antoine Habib, *Missionaires de St. Paul, Harissa 1936*.

²²⁾ Mehrere Personalnachrichten ließ mir in dankenswerter Weise R. P. Ferdinand Taoutel S. J. von der St. Josephs-Universität zukommen.

Sammlungen, darunter auch seiner eigenen, von der ein großer Teil an die Amerikanische Universität übergegangen ist. 1911–1914 und nochmals 1928 gab er eine archäologisch-historische Zeitschrift, *Al-Aṭār* („Die Altertümer“), heraus.

Noch fruchtbarer und vielseitiger ist der schon 82 Jahre alte Ḥabīb Zaiyāt vom katholischen melchitischen Ritus, der in jungen Jahren Kaufmann in Alexandrien war und lange Zeit in Frankreich verbrachte, wohin er nach längerem Aufenthalt in seiner libanesischen Heimat nunmehr zurückkehrte (Nizza). Ernsthaftige Quellenforschung und ergiebige Quellenbenützung kennzeichnen alle seine Arbeiten. Diese sind zum großen Teil eingestellt auf Landesgeschichte, äußere Kultur, Brauchtum, Volkssprache, christlichen Kult und Kultstätten, darunter eine Geschichte der einst auch in Europa bekannten und von dort aus besuchten Marienwallfahrtsstätte Ṣaidanāyā bei Damaskus²³). Eine Studie über neue Wortbildungen und Redensarten im Arabischen unter islamischem Einfluß erschien im *Mašriq* 1950, und in Aussicht gestellt ist von ihm die Ausgabe des arabischen Originaltextes eines bisher nur in georgischer Übersetzung bekannten Lebens eines Timotheus Stylites²⁴).

In seinen literarischen Interessen mit Ḥabīb Zaiyāt verwandt ist Fu'ād al-Bustānī, ein Mitglied der seit eineinhalb Jahrhunderten bekannten Gelehrtenfamilie der Bustānī. Seine wieder sehr zahlreichen Arbeiten bewegen sich auf den Gebieten der Geistes- und Kulturgeschichte, der Literaturgeschichte und Literarkritik und geben Biographien historischer Persönlichkeiten. Noch 1949 besorgte er eine kritische Ausgabe des *Diwan* des christlichen Dichters Nikolaus at-Turk (1763–1828)²⁵), und bis zu vier Bänden ist seine Neuausgabe der großen, sechsbändigen Anthologie der arabischen Literatur von L. Cheikho²⁶) gekommen. Auch Novellen und Romane haben Fu'ād al-Bustānī zum Verfasser.

Iṣḥāq Armala (Isaac Armalé, geb. 1879 in Mardin), syrisch-katholischer Chorbischof in Beirut, der Orientalistik bekannt u. a. durch seinen Katalog der arabischen und syrischen Handschriften im Kloster und Seminar aš-Šarfeh²⁷), hat 1946 auch eine Geschichte dieses Klosters folgen lassen mit vielen gelegentlichen Nachrichten über die syrische Hierarchie und die weltlichen Herrscher im Libanon.

Fast ausschließlich auf die Geschichte des Libanon eingestellt, mit besonderer Berücksichtigung seines maronitischen Volkes, sind die sehr zahlreichen Publikationen des Paul Qar'alī (Carali). 1926 begann er mit der genannten Zielsetzung eine Zeitschrift, der er zuerst den Titel *La Revue Syriaque*, von 1930 ab den Titel *La Revue Patriarcale* gegeben hat. Bald war er der einzige Stoffspender und schrieb größere Werke, die er auf die einzelnen Jahrgänge seiner Zeitschrift verteilte, aber auch in geschlossener Buchform herausgab. Das letzte, was er 1950 begann, war die Gesamtausgabe der *Annalen* des berühmten maronitischen Patriarchen Stephan ad-Duwaiḥī (1630–1704) mit französischer Übersetzung, während gleichzeitig dasselbe Werk, zwar mit Weglassung des wenig bedeutsamen ersten Teiles, sonst aber vollständig der Jesuit P. Ferdinand Tautil (Taoutel) von der St. Joseph-Universität herausgab²⁸). Qar'alī's Werk blieb in den Anfängen stecken, denn er starb im Juli 1952 an den Folgen einer Operation in Tripolis.

Zu einer beträchtlichen Zahl sind auch die ebenfalls auf die Landesgeschichte ausgerichteten Veröffentlichungen des Priesters Joseph Naṣrallāh angewachsen, der aus der Gesel-

²³) *Histoire de Saidanaya*, Harissa 1932 (arabisch).

²⁴) Siehe Paul Peeters S. J., *Orient et Byzance* (Subsidia hagiographica 26), Bruxelles 1950, S. 21 f.

²⁵) *Beyrouth* (Imprimerie Catholique) 1949 (500 S.). S. G. Graf a. a. O. III 251–254.

²⁶) *Le Nouveau Majāni*, 1946–1951. Siehe Bibliographie de l'Université Saint Joseph, S. 92.

²⁷) S. *Catalogue des manuscrits de Charfat, Jounieh* 1937 (15, 526 S., arabisch).

²⁸) Als Bd. 44 des *Mašriq* (1950). Siehe G. Graf a. a. O. III 361–365; IV 342. *Theologische Revue* 1952 Nr. 3, Sp. 108 f.

schaft der Paulus-Missionare hervorgegangen ist und seit zwei Jahren als Seelsorger der katholischen Melchiten in Paris tätig ist. Hervorgehoben seien seine Geschichte der ehemaligen und gegenwärtigen Druckereien des Landes Libanon²⁹⁾ und sein Leben des hl. Johannes von Damaskus in französischer und arabischer Ausgabe³⁰⁾, worin er der Darstellung des politischen Milieus in der Jugendzeit des Johannes bevorzugten Raum gibt.

Noch sei zweier Bibliographen von großem Format gedacht. Der eine ist der Vicomte Philippe de Tarrāzī, Begründer und Direktor der großen Bibliothek in Beirut, Mitglied der Akademie von Damaskus. Der Ertrag seiner vieljährigen Sammelarbeit sind eine vierbändige Geschichte der arabischen Presse, also aller Zeitungen und Zeitschriften, wovon die ersten drei Bände schon 1911–1914 erschienen sind³¹⁾, der vierte aber 1933³²⁾, dann eine Zusammenstellung aller arabischen, d. h. arabische Werke enthaltenden Bibliotheken „in Ost und West“, wie es im Titel heißt, wieder in vier Bänden, wovon der letzte vom J. 1951 eine Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Libanesischen Nationalbibliothek in Beirut umfaßt³³⁾.

Der andere Sammler ist der Konservator eben derselben Bibliothek, Joseph As 'ad Dagher, katholischer Melchit. Zwei seiner umfangreichen Sammel- und Registrierwerke sind für Bibliotheken, welche der Orientalistik dienen sollen, fast unentbehrlich. Das jüngere vom J. 1951, im Auftrag der UNESCO herausgegeben³⁴⁾, ist ein französisch abgefaßtes Repertorium aller Bibliotheken des Vorderen und Mittleren Orients mit Einschluß von Jemen, der Türkei und Persiens. Es sind 259 Bibliotheken in sieben Gruppen registriert, Bibliotheken der Staaten, Universitäten, wissenschaftlicher und religiöser Institute, öffentliche Büchereien, kleinere und private Bibliotheken, jeweils mit Nachrichten über Gründungsalter, Leitung, allgemeinen Charakter, Umfang des Bücher- und Handschriftenbestandes, Benützungsmöglichkeiten und mit Literatur über diese Bestände.

Das frühere Werk des Joseph Dagher vom J. 1947 ist ein Handbuch der Bibliothekswissenschaft und der Bibliothekspraxis in arabischer Sprache mit 633 Seiten in enggesetzten Zeilen³⁵⁾. Es ist eine Unmöglichkeit, in wenigen Sätzen die ungeheure Fülle des gebuchten Materials zu umreißen. Nach allgemeinen Regeln über die Bibliotheksordnung finden wir Literaturverzeichnisse aus den Werken arabischer Schriftsteller, dann eine Aufzählung der Bibliotheken in der ganzen Welt mit arabischer Literatur und ihrer Kataloge und Zeitschriften. Größter Wert kommt auch jenem Teil zu, in dem geradezu ein Lexikon von Fachausdrücken aus allen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften gegeben wird, auch Termini der Kunst, der Technik, der Politik und Journalistik, zuerst in systematischer Ordnung arabisch und französisch, dann in alphabetischer Reihe der arabischen Termini mit Verweisung auf die entsprechenden Nummern in der systematischen Liste. Von demselben Autor haben wir auch eine Geschichte der Orientalistik³⁶⁾ und Aufsätze über das arabische Theater³⁷⁾.

²⁹⁾ L'imprimerie au Liban, Harissa 1949 (XIV, 160 S.). Siehe Zschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft 99 (1950) 290.

³⁰⁾ Saint Jean de Damas. Son époque – sa vie – son oeuvre, Harissa 1950 (XV, 200 S.). Siehe Theologische Revue 1952, Nr. 4/5, Sp. 153f.

³¹⁾ Siehe Martin Hartmann in Die Welt des Islams 1 (1913) 245 ff.; 3 (1915) 66.

³²⁾ Beirut, Amerikanische Druckerei (545 S.).

³³⁾ Siehe Al-Mašriq 46 (1952) 506f.

³⁴⁾ Répertoire des bibliothèques du Proche et du Moyen-Orient, Paris 1951 (182 S.).

³⁵⁾ Der französische Titel: Manuel pratique de Bibliographie et de Bibliothéconomie à l'usage des pays du Proche-Orient, Beyrouth-Liban 1947.

³⁶⁾ In Al-Masarra 16 (1930) 36–46 (arab.).

³⁷⁾ In Al-Mašriq 1948 und 1949 (arab.).

IV. Irak

Hier erbringt die Umschau nach Leistungen auf dem Feld der gelehrten Forschung und literarischen Betätigung unter den Christen nur einen verhältnismäßig geringen Ertrag, bedingt vor allem durch den geringen Anteil der Christen an der Gesamtbevölkerung, nämlich nur fünf Prozent. – Von einem wissenschaftlichen Leben bei den Nestorianern ist seit Jahrhunderten keine Rede mehr. Es fehlt auch in der Gegenwart³⁸⁾.

Bei den Jakobiten, d. i. den syrischen Monophysiten, die sich jetzt orthodoxe Syrer nennen, sind besondere gelehrte Leistungen in der unmittelbaren Gegenwart kaum zu verzeichnen. Geschichtlich eingestellte Elaborate, ähnlich denjenigen des schon genannten Patr. Ignaz Ephräm Barsauma, haben als Verfasser einen Archidiakon Na 'matallāh Dannō, den Bischof Ḥannā Daulabānī in Mardin und den Bischof Severus Jakob in Mosul. Auch nur den Titel, nichts über ihren inneren Gehalt, weiß ich von mehreren periodischen Erzeugnissen. Im jakobitischen Seminar St. Ephrām in Mosul erscheint unter der Leitung eines Gregorius Paulus eine Monatsschrift Lišān al-Mašriq („Sprache des Orients“) und in Basra eine solche unter dem Titel Aṣ-Ṣalāḥ („Der Friede“). Vornehmlich für den unterrichtlichen Buchbedarf ist zeitweilig die Druckerei des alten und berühmten Klosters Za 'farān tätig.

Für die höhere Bildung der Unierten, im besonderen der katholischen Syrer und der Chaldäer, arbeiten die Dominikaner in Mosul mit ihrem sogenannten Mosul College, das mit dem Seminar verbunden ist, und mit ihrer Druckerei, die freilich seit ihrer Zerstörung durch die Türken 1914 nicht mehr zu ihrer früheren Leistungsfähigkeit zurückgekommen ist. – Eine eigene Druckerei besitzt das chaldäische Patriarchat in Mosul und dazu ein in ihr gedrucktes offizielles Organ, die Zeitschrift An-Naḡm („Der Stern“) mit religiösen, historischen und liturgiekundlichen Aufsätzen. Direktor von der Gründung an bis heute und Verfasser zahlreicher Beiträge darin ist Sulaimān Ṣā'ig, derselbe, der 1936 die letzte offizielle Ausgabe des im allgemeinen Gebrauch befindlichen Missale chaldaicum besorgte³⁹⁾. Einen Katalog zweier Sammlungen mit syrischen und arabischen Handschriften im Chaldäischen Patriarchat bereitet Dr. Raphael J. Bidawid, Professor am Patriarchalseminar, vor.

In Bagdad gibt es, von katholischen Syrern herausgegeben, zwei Tageszeitungen und eine Monatsschrift für die Jugend, dazu bei den Chaldäern die erst 1950 ins Leben getretene Zeitschrift An-Nūr („Das Licht“).

Beachtung verdient es, daß ein Christ die Leitung des staatlichen Museums für Altertümer in Bagdad in Händen hat, Kurkīs 'Auwād, Mitglied der Akademie in Damaskus, von dessen Hand in den letzten Jahren auch Verzeichnisse arabischer Handschriften in verschiedenen Bibliotheken des Irak in mehreren Zeitschriften den Interessenten für Orientkunde vorgelegt wurden⁴⁰⁾.

Von Handschriften-Verzeichnissen war wiederholt die Rede; dazu noch eine allgemeine Bemerkung: Sowohl im Irak als auch und noch weit mehr in Syrien und im Libanon, desgleichen in Ägypten findet sich heute noch eine Menge von Handschriften zerstreut in Klöstern und Kirchen und vor allem bei Privatpersonen. Paul Sbath (gest. 20. Oktober 1945 in Kairo), der für sich selbst eine Sammlung von mehr als 1400 Hss. angelegt und einen Katalog darüber herausgegeben hat⁴¹⁾, schrieb auch ein dreiteiliges Verzeichnis solcher Hss., die sich im Privatbesitz befinden, zum größten Teil in Aleppo und Syrien⁴²⁾, darunter nicht

³⁸⁾ Folgende Nachrichten verdanke ich zum großen Teil der freundlichen Mitteilung von R. P. J. M. Friey O. P., Direktors des Mosul College in Mosul.

³⁹⁾ Siehe Kyriakos Moses in *Proche-Orient Chrétien* 1 (1951) 219f.

⁴⁰⁾ Siehe auch A. Rücker in *Oriens christianus* 31 (1934) 276f.

⁴¹⁾ *Bibliothèque de Manuscrits Paul Sbath*, 3 Bde., Cairo 1928–1934.

⁴²⁾ *Al-Fihris (Catalogue de Manuscrits Arabes)*, 3 Teile und ein Supplément, Cairo 1938–1940.

wenige mit bisher unbekanntem Werken bekannter Autoren und ebenfalls nicht wenige von unbekanntem und nichtgenanntem Verfassern. Paul Spath hat bei weitem nicht alle Bestände erfassen können. Immer wieder kommen Nachrichten von solchen in der Zeitschrift *Al-Mašriq* und an anderen Stellen. Ich denke: Wenn wieder einmal die Möglichkeit zur Entsendung von Stipendiaten zur Neueröffnung des Jerusalemer Instituts der Görres-Gesellschaft gegeben wäre, könnte neben der Lösung anderer Aufgaben der eine oder andere von ihnen sich auch als Schatzsucher in dieser Richtung betätigen.

Aus vorstehender Berichterstattung ist zu entnehmen, daß der christliche Orient auch im engeren Bereich von Vorderasien und Ägypten es immer noch verdient, daß ihm weitgehende Beachtung geschenkt wird, und daß es für die Wissenschaft vom christlichen Orient erfolgverheißend ist, mit ihm in dauerndem Konnex zu bleiben. Diese Verbindung ist vor allem für die historische Forschung aller Richtungen, auch der kirchenhistorischen, insofern gewinnbringend, als die Mitarbeit einheimischer Kräfte uns wertvolle Quellen erschließt und an solche Quellen heranführt. Ein fruchtbares Bindeglied will, getreu seiner vierzigjährigen Tradition, der neu erscheinende *Oriens christianus* sein.

Felix Mainx

Der Begriff des Gens in der Vererbungsforschung

Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Würzburg (Oktober 1952)

Es ist ein allgemeiner und recht bemerkenswerter Zug in der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft, daß sie uns vielfach den Weg zum Unerwarteten führt. Auf Grund der bestimmten wissenschaftlichen Anschauungen einer Zeit werden Versuche und Beobachtungen angestellt, die entsprechend diesen Anschauungen bestimmte Ergebnisse haben müßten. Oft aber sind die Resultate gar nicht die erwarteten, sondern sie zwingen uns zur Revision der alten Anschauung und zur Aufstellung neuer Hypothesen, die sich in der Folge als fruchtbar erweisen und den Weg der Forschung in eine neue, gar nicht vorausgeahnte Richtung lenken. Der Forscher nimmt diese Überraschungen, diese Widerlegungen seiner vorgefaßten Meinung dankbar hin, sie bieten ihm immer neue Möglichkeiten der Bewährung seines methodischen Rüstzeugs, sie sind die Dynamik seiner Arbeit und werden für ihn zum großen Abenteuer seines Lebens. Dieser Entwicklungszug der Erfahrungswissenschaften gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß die in ihnen geübten Methoden der Forschung fruchtbar und erkenntnisbildend sind, daß wir nicht etwa, von vorgefaßten Meinungen genarrt, unsere Denkschemata in die Natur hineinprojizieren, sondern daß wir uns von der Erfahrung zur Erschließung alles Erfahrbaren führen lassen. Geistesgeschichtlich gesehen erleben wir stets sich wiederholend den Übergang von einem sterilen Rationalismus zu einem erfolgreichen Empirismus.

Auch die Biologie zeigt vielfach diesen eigentümlichen Wesenszug in ihrer Entwicklung und dies besonders deutlich in der Entfaltung der modernen Vererbungslehre. Die Anschauungen von der Vererbung im Organischen, die sich vor allem durch die Erfahrungen der praktischen Züchter von altersher herausgebildet und noch das Denken des 19. Jahrhunderts beherrscht hatten, ließen es kaum erwarten, daß sich von dieser Fragestellung aus viel tiefere Einblicke in die Struktur und Eigenart des Lebendigen eröffnen würden, als dies von anderen Betrachtungsweisen her möglich ist. So ist es auch zeitgeschichtlich durchaus verständlich, daß die bahnbrechende Arbeit und die geniale Hypothese Gregor Mendel's von seinen Zeitgenossen unbeachtet bleiben mußte. Erst die Zunahme an Erkenntnissen auf an-

deren Gebieten der Biologie hat die Anschauungen soweit heranreifen lassen, um bei Wiederentdeckung der Mendel'schen Regeln im Jahre 1900 zu einer sofort einsetzenden fruchtbaren Entwicklung auf Grund der neuen Hypothese zu führen. Die „Atomisierung“ des Erbgutes durch die Mendel'sche Faktorenhypothese war etwas so Unerwartetes, das Denken in funktionellen Systemen war dem ganzheitlichen, anschauend morphologischen Denken so ungewohnt, daß es heute noch vielen Biologen, die selbst niemals genetisch gearbeitet haben, schwer fällt, die Bedeutung der Genetik innerhalb der Biologie richtig zu würdigen.

Ein anderer Wesenszug der Erfahrungswissenschaften ist die Erscheinung der Konvergenz verschiedener methodischer Wege und verschiedener Forschungsrichtungen, die immer wieder zwangsläufig zu einer neuen, fruchtbaren Synthese führen. Diese Konvergenz hat sich in sehr deutlicher Weise in der Entwicklung der Vererbungslehre seit 1900 gezeigt. Völlig unabhängig voneinander und auf verschiedener methodischer Grundlage entwickelte Erkenntnisse der Cytologie, der Physiologie, der Entwicklungsgeschichte, der Biochemie und Biophysik, aber auch die der exakten Vererbungsforschung zeitlich vorangehenden Theorien der Abstammungslehre konvergierten vielfach in so überraschender und fast widerspruchsfreier Weise zu einem Gesamtbild, daß die Anschauungen der modernen Vererbungslehre als tragende Brücke dieser Synthese zu einem wesentlichen Bestandteil der Biologie geworden sind.

Der Begriff des Gens nimmt in der Vererbungslehre eine zentrale Stellung ein. So wie er heute benützt wird, ist er ein typisches Beispiel für die Auswirkung der oben geschilderten Entwicklung in der Wissenschaft. Als Element einer neuen Hypothese begründet, hat dieser Begriff rasch durch die Konvergenz verschiedener Forschungsrichtungen seinen Inhalt bereichert und gewandelt und ist heute ein wesentlicher Bestandteil eines vielfältigen Theoriengebäudes geworden. Wir können heute das Gen definieren als Spaltungseinheit im erbanalytischen Versuch, als Lokalisationseinheit im cytogenetischen Versuch, als Mutationseinheit im Mutationsversuch und als Wirkungseinheit im genphysiologischen Versuch. Dadurch, daß der Begriff „Gen“ in Aussagen so verschiedener Art verwendet werden kann, ist er ein Begriff von höchstem heuristischen Wert geworden. Durch die verschiedensten experimentellen Methoden sind die Aussagen, in denen er vorkommt, an der Erfahrung prüfbar. Die Konvergenz der Erfahrungen führt immer wieder zurück zum Begriff des Gens.

In der Frühzeit des Mendelismus wurde den Einheiten, die im bastardanalytischen Versuch als Spaltungseinheiten erfaßbar sind, der neutrale Name „Erbfaktor“ beigelegt. Die Grundhypothese nimmt an, daß diese Einheiten stets in Form von „allelomorphen Faktorenpaaren“ im Organismus vorliegen, deren Partner bei der Bildung der Geschlechtszellen getrennt werden und in diesen daher nur einzeln vorhanden sind. Durch die statistischen Vorgänge der Verteilung der Faktoren auf die Geschlechtszellen und ihrer Neukombination zu Paaren bei der Befruchtung interpretiert die Hypothese die Zahlenverhältnisse der erblich verschiedenen Typen in den auf eine Bastardierung folgenden Generationen. Es ist allgemein bekannt, in welchem großem Umfang sich die Mendel'sche Faktorenthorie durch unzählige Versuche und Beobachtungen an Pflanzen, Tieren und am Menschen immer wieder bewährt hat. Durch das Studium der Vererbung bei haploiden Organismen und solchen mit Kernphasenwechsel, durch die Analyse zahlreicher interessanter Ausnahmen und vor allem durch die methodische Möglichkeit der Tetradenanalyse konnten auch ihre Einzelaussagen in einem die ursprüngliche Erwartung weit übertreffenden Ausmaß verifiziert werden. Es ist zu beachten, daß die heuristisch so wertvolle Vorstellung von den allelomorphen Faktorenpaaren zunächst ohne jede Kenntnis der Chromosomenverhältnisse und ohne jede Erfahrung über die Mutation konzipiert wurde. Heute wissen wir, daß diejenigen Faktoren,

die sich im bastardanalytischen Versuch als Spaltungspartner, also als „Allele“ verhalten, als Zustandsformen ein und desselben Gens aufzufassen sind. Hier führt nun die Verbindung zu den anderen Definitionsmöglichkeiten des Gens: die allelomorphen Faktoren können einander substituieren als Lokalisationseinheiten, sie können durch Mutation ineinander übergehen, sie substituieren einander als Wirkungseinheiten im System der Erbwirkung. Damit geht der alte Begriff des Erbfaktors in den viel reicher definierbaren Begriff des Gens über.

Die Methode der planmäßigen Bastardierung erblich verschiedener Linien eines Organismus wird damit zur Grundmethode der Genanalyse, der Erschließung seines Erbgutes. Die Methode hat allerdings ihre natürlichen Grenzen. Wir können nur von jenen Genen unmittelbar Kenntnis erhalten, von denen mindestens eine mutierte Form, neben dem „Normalallel“ also mindestens noch ein weiteres Allel – und sei es auch ein sogenannter „Letalfaktor“ – zur Beobachtung kam und experimentell erfaßt werden konnte. Da aber offenbar die Mutabilität eine Eigenschaft aller Gene ist, erscheint es theoretisch möglich, bis zu einer vollständigen Genanalyse eines Organismus vorzudringen. Inwieweit diese Forderung praktisch erfüllbar ist, sei dahingestellt. Immerhin sind von dem Erbgut der am besten analysierten Organismen, der Fliege *Drosophila*, dem Mais, dem Gartenlöwenmaul, dem Pilz *Neurospora* usw. schon je viele hundert Gene gut bekannt. Wir haben Anhaltspunkte dafür, die Gesamtzahl der Gene im Erbgut dieser Organismen aus verschiedenen indirekten Überlegungen zu schätzen. Eine solche Schätzung führt zu der Annahme einer Zahl von etwa 10000 Genen. Auch der Genbestand des Menschen dürfte in dieser Größenordnung liegen. Wenn man bedenkt, daß jedes Gen mindestens eine, wahrscheinlich aber mehrere Mutationsmöglichkeiten hat, so ist die Zahl der vorstellbaren Allelkombinationen ungeheuer groß.

Die Chromosomenlehre der Vererbung ist heute keine „Theorie“ mehr, sondern ein unverlierbarer und experimentell so vielfach und gut gesicherter Bestandteil der Biologie, wie kaum ein anderes Kapitel dieser Wissenschaft. Das heißt natürlich nicht, daß in der Wertung und im weiteren Ausbau dieser Lehre Überraschungen ausgeschlossen wären. In ihren allgemeinen Grundlagen ist sie zunächst von der engeren Definition des Gens als Lokalisationseinheit unabhängig. Der mit verschiedenen Methoden exakt geführte Nachweis des chromosomalen Mechanismus als Grundlage der Mendel'schen Spaltungserscheinungen sagt zunächst nichts über die bestimmte Lokalisation eines einzelnen Gens im Chromosom aus. Die schon bald nach 1900 entdeckten Erscheinungen der Koppelung bzw. Abstoßung als gesetzmäßige Abweichung von den Mendel-Regeln hat erst diese besondere Frage aktuell werden lassen. Der hohe heuristische Wert der Morganschen Theorie von der linearen Anordnung der Gene im Chromosom hat in der Folge ein so reiches Erfahrungsmaterial zutage gefördert, daß die Begriffe der theoretischen und der realen Chromosomenkarte heute zum bewährten Rüstzeug des Genetikers geworden sind. Die Morgan'sche Theorie war gewiß nicht die einzige Denkmöglichkeit zur Deutung der Erscheinungen, wie zum Beispiel die Theorie Winklers von der Konversion der Gene gezeigt hat, aber sie war die einzige, die sich an der Erfahrung bestens bewährt hat. Der Stückaustausch zwischen den homologen Chromosomen im cytologisch nachweisbaren „crossing-over“ ist heute als Grundlage des Koppelungsbruches vollkommen gesichert. Mit der Definition des Gens als Lokalisationseinheit im Chromosom ist der wichtigste Schlußstein für eine morphologische Deutung des Allelbegriffs gelegt worden: die Allele sind äquilokale Einheiten, sie substituieren einander nachweisbar am gleichen locus des Chromosoms. Mit dieser Identifizierung des Gens mit einem morphologisch aufweisbaren Bereich hat der Begriff des „Erbfaktors“ im Sinne Mendel's endgültig seine vorsichtig zurückhaltende, allgemeine Formulierung verloren und ist zu einem strenger definierten, auch an sichtbaren Strukturen prüfbar geworden.

Der Begriff des Gens ist allerdings damit eingeeengt auf die Verwendung für Erbanlagen, deren Erbgang den Mendel-Regeln folgt, oder die sonstwie in ihrer Bindung an die Chromosomen nachweisbar sind. Der allgemeinere Begriff „Erbanlage“ bleibt übergeordnet und verwendbar auch für Erbeinheiten, die nicht an die Chromosomen gebunden erscheinen. Es hat sich der Brauch eingebürgert, von Plasmogenen für gewisse im Plasma zu lokalisierende Erbeinheiten zu sprechen. Dann müßte man die Gene im obigen Sinn als „Kerngene“ unterscheiden. Wo in der Literatur von Genen schlechtweg gesprochen wird, sind jedenfalls nur diese gemeint.

Den stärksten Impuls hat die Bereicherung des Genbegriffs von seiten der Mutationsforschung erhalten. Es ist interessant, daß der Begriff „Mutation“ von de Vries auf Grund von Erscheinungen bei *Oenothera* geprägt wurde, die wir heute nicht als Mutationen bezeichnen. Auch hier wurde nicht das auf Grund von abstammungstheoretischen Überlegungen Erwartete entdeckt, dafür aber etwas Unerwartetes von viel größerer und allgemeinerer Bedeutung. Die Verwendung des Wortes Mutation wurde im Lauf der Entwicklung soweit eingeeengt, daß wir es meist nur mehr für die eigentliche Gen- oder Punktmutation verwenden, und in diesem Sinn soll der Begriff auch in diesen Darlegungen verwendet werden. Die an großem Zahlenmaterial gewonnenen Erkenntnisse, daß die spontane Mutabilität offenbar eine allgemeine Eigenschaft aller Gene ist, daß die Mutation ein aktuelles Ereignis ohne Latenz- oder Nachwirkungserscheinungen ist und daß die mit einer bestimmten Häufigkeitsrate erfolgende Mutation eines bestimmten Gens nur statistisch voraussagbar ist, bezogen auf die Zeit, bilden die Grundlage für die Definition des Gens als Mutationseinheit. Die wiederholt nachgewiesene Tatsache, daß es Rückmutationen zum Normalallel gibt, sogar bei Letalfaktoren, hat gezeigt, daß die Mutation nicht als irreversibler Gen-Verlust aufzufassen ist, wie die ursprüngliche presence-absence-Theorie meinte, sondern als reversible Zustandsänderung des Gens. Hier ergeben sich allerdings Grenzschwierigkeiten des Genbegriffs, auf die wir später noch zurückkommen. Sehr wesentlich für die Definition des Gens als Mutationseinheit bleibt die Tatsache, daß immer wieder die gleichen Mutationen, genauer Mutationen mit der gleichen Erbwirkung, eines bestimmten Gens zur Beobachtung kommen. Jedes Gen scheint also nur eine bestimmte Zahl von Freiheitsgraden für die Mutation zu besitzen. Von bestimmten Genen kennt man solche multiple Allelserien von 10 bis 14 Gliedern, zwischen denen die Hin- und Rückmutation mit bestimmten, verschieden hohen Raten erfolgt.

Eine besondere Belebung erfuhr die Mutationsforschung durch die Entdeckung, daß die Mutationsrate durch Temperaturschocks, durch verschiedene Chemikalien, besonders aber durch Röntgenstrahlen und ähnliche Strahlungen bedeutend erhöht werden kann. Im allgemeinen sind die künstlich induzierten Mutationen die gleichen, die auch spontan auftreten können, und es besteht heute kein zureichendes Argument, zwischen diesen beiden Gruppen von Mutationen irgend einen prinzipiellen Unterschied zu machen. Der Ausbau der Strahlengenetik führte zu Anschauungen über die Natur des Gens und der Mutation, die eine einzigartige Stellung in der Biologie einnehmen und in ihrer Bedeutung für das theoretische biologische Denken gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können: zum Molekülmodell des Gens. In ganz unerwarteter Weise wurde hier eine Brücke zwischen relativ einfachen physikalischen Vorstellungen und dem kompliziertesten biologischen Geschehen geschlagen, ein Vorstoß aus dem komplexen System makrophysikalischer Vorgänge im Organismus bis in die mikrophysikalischen Grundlagen dieses Geschehens durchgeführt. Die ausgedehnten experimentellen Ergebnisse, die als Beweisführung für die physikalische Treffertheorie der Mutationsauslösung dienen, können hier nicht eingehender erörtert werden. Es sei nur auf einige Hauptpunkte dieser Beweisführung hingewiesen: Die

streng lineare Abhängigkeit der strahleninduzierten Mutationsrate von der Strahlungs-dosis, gemessen in r ; die Unabhängigkeit dieser Proportionalität von der Wellenlänge der verwendeten Strahlen und vom Zeitfaktor; die Abweichungen von diesen Regeln bei der Verwendung der durch bewegte Neutronen in der Materie ausgelösten dichten Ionisationsketten. Nach der Treffertheorie ist die Mutation ein Elementarereignis, das sich im mikro-physikalischen Bereich abspielt. Die Größe des kritischen Treffbereichs läßt sich aus den quantitativen Beziehungen der Mutationsrate zur Strahlungs-dosis und der durchschnittlichen Dichte der Materie berechnen und liegt mit ihrer unteren Grenze im Bereich großer Moleküle. Die Zahl der ebenso berechneten kritischen Treffbereiche stimmt größenordnungsmäßig mit der Gesamtzahl der Gene überein, wie sie aus genanalytischen und cytologischen Überlegungen geschätzt wurde. Modellmäßig läßt sich das Gen daher als ein, wahrscheinlich sehr großes und kompliziertes, Molekül auffassen und die Mutation als eine Zustandsänderung innerhalb dieses Moleküls vom Charakter eines physikalischen Elementarereignisses. Auch die spontane Mutabilität mit ihrer den allgemeinen reaktionskinetischen Gesetzen gehorchenden Temperaturabhängigkeit findet in der Vorstellung vom Gen als ein Molekül von nur relativer innerer Stabilität eine gute Begründung. Es erscheint daher auch ganz überflüssig, nach besonderen äußeren Ursachen für die spontanen Mutationen zu suchen. Damit ist das Gen und die Mutation zwar vom allgemein physikalischen Standpunkt aus recht genau definiert, für eine chemische und strukturelle Vorstellung von den Vorgängen bleiben aber noch viele Denkmöglichkeiten offen. Es ist verständlich, daß sich das Interesse heute besonders den Möglichkeiten der chemischen Mutationsauslösung zuwendet, obwohl die bisherigen Ergebnisse keinesfalls im Sinne einer direkten chemischen Reaktion des Agens mit dem Gen gedeutet werden können.

Die Erfassung des Gens als Wirkungseinheit ist einer Synthese genetischer mit embryologischen, entwicklungsphysiologischen und biochemischen Untersuchungsmethoden vorbehalten. Die einfache, rein formale Beziehung, die in der Mendel'schen Faktorenhypothese zwischen dem „Erbfaktor“ und der „Erbeigenschaft“ postuliert wird, ist heute längst von tieferen Einblicken in die Wirkungsweise des Erbgutes überholt worden. Sie ist allerdings noch das primäre Rüstzeug der genanalytischen Arbeit, was bei einer oberflächlichen Beschäftigung mit der Genetik leicht zu Mißverständnissen führen kann. Wenn die Genetik sich damit begnügen würde, bloß „Eigenschaften“ oder „Merkmale“ von den Objekten ihrer Untersuchung zu abstrahieren, um diese dann hypothetischen, sie bewirkenden „Erbfaktoren“ zuzuordnen, so wäre dies allerdings ein tautologisches Spiel. Für den erfahrungswissenschaftlich Denkenden gibt es aber keine selbständigen „Eigenschaften“, die an einem ebenso selbständigen „Träger“ haften, das deskriptiv erfaßbare besondere Merkmal ist vielmehr nur ein Zeichen dafür, daß im Entwicklungsgeschehen des Organismus eine große Anzahl von systemhaft miteinander verknüpften Vorgängen anders verläuft, als beim Standardtypus. Wenn durch Substitution eines Gens durch ein mutiertes Allel bestimmte Abweichungen vom Bezugstypus festzustellen sind, so heißt dies, daß das Normalallel dieses Gens für den normalen Ablauf von bestimmten Entwicklungsvorgängen oder Funktionen mitverantwortlich ist. Ist das mutierte Allel gar ein Letalfaktor, so kommt dem Normalallel dieses Gens offenbar eine sehr wesentliche Funktion im lebendigen System zu. Die Wirkung eines Gens kann niemals isoliert betrachtet werden, sondern nur im Zusammenwirken mit der anderen Gengesellschaft, was dem komplexen Systemcharakter des Belebten entspricht.

In der physiologischen Analyse der Genwirkung konnten in der letzten Zeit beachtliche Erfolge erzielt werden, die die Zusammenarbeit zwischen der Genetik und den anderen Disziplinen der Biologie programmatisch beeinflußt haben. In der Eiweißsynthese des Pilzes *Neurospora* konnten sehr zahlreiche enzymatisch gelenkte Prozesse als abhängig von be-

stimmten Genen nachgewiesen werden, ebenso in geringerem Umfang gewisse Eiweißabbauvorgänge im menschlichen Stoffwechsel. Die experimentell besonders gut untersuchten genbedingten Wirkstoffe, die für den Aufbau von Insektenpigmenten maßgeblich sind, haben offenbar eine sehr universelle Verbreitung im Tierreich. Es scheint sich so zu verhalten, daß die spezifischen Enzyme an den Genen gebildet werden. Auch die deutlich quantitative Wirkungsweise der Gene, die besonders an mehreren Beispielen von Verdoppelung oder Verlust bestimmter Gene im Genom zum Ausdruck kommen, erinnern an Enzymwirkungen. Die geänderte Wirkungsweise der mutierten Allele scheint in vielen Fällen auf einer quantitativen Abstufung ihrer Leistung und einem dementsprechend geänderten Ablauf des in der Zeit geordneten und quantitativ abgestimmten Entwicklungsgeschehens zu beruhen. Neben diesem quantitativen Moment tritt aber auch die Spezifität des Gens als Wirkungseinheit deutlich hervor. Die physiologische und entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise des Erbgeschehens wird wohl in der Zukunft noch viel zur Bereicherung des Genbegriffs beizutragen haben.

Die moderne Genetik verdankt ihre großen Erfolge vor allem dem hohen heuristischen Wert des Genbegriffs, dessen Definition wir in den bisherigen Ausführungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus versucht haben. Das methodisch Bedeutsame ist die Tatsache, daß wir Aussagen, in denen der Begriff „Gen“ vorkommt, mit den verschiedensten experimentellen Möglichkeiten an der Erfahrung prüfen können. Wenn wir die Mutation eines Gens erleben, so können wir es im Bastardversuch als Spaltungseinheit nachweisen, so können wir uns darauf verlassen, daß ihm durch seine Koppelungsbeziehungen zu anderen bereits bekannten Genen eine chromosomale Lokalisation zukommt, so können wir die Art seiner Wirkung – wenigstens prinzipiell – einer vollkommenen physiologischen Analyse zuführen. So sind stets aus den jeweils primären Befunden, seien sie cytologisch, bastardanalytisch, physiologisch oder vergleichend morphologisch erhoben, die anderen Bestimmungsstücke des Gens voraussagbar und an der Erfahrung prüfbar. Es sind dabei vor allem zwei Eigenschaften dieses hypothetischen Gebildes „Gen“, die Voraussetzung seiner klaglosen Verwendbarkeit im Theoriengebäude sind, die Individualität und die Spezifität des Gens. Hier zeigen sich angesichts neuerer Erfahrungen gewisse Grenzschwierigkeiten des Genbegriffs, die zum Ansatz einer neuen fruchtbaren Entwicklung in der Genetik werden können. Aus diesen und anderen Gründen sind die durch die Cytologie und Cytochemie bearbeiteten Fragen der Feinstruktur des Chromosoms von besonderer Bedeutung.

Die Erfolge in der Aufklärung dieser Feinstruktur verdanken wir vor allem dem günstigen Umstand, daß bei den Dipteren und damit auch beim Lieblingsobjekt der Vererbungsforschung, der Fliege *Drosophila*, eine Sonderform der Chromosomen, die sogenannten Riesenchromosomen, eine sehr weitgehende morphologische Analyse der chromosomalen Feinstruktur zulassen. Diese ist zwar auch bei allen anderen Organismen mit zellulärem Bau im Prinzip möglich, aber viel schwieriger. Durch die Entwicklung besonderer Methoden ist es auch gelungen, die physikochemischen Eigenschaften dieser Feinstrukturen ziemlich weitgehend aufzuklären. Die Grundlage des Chromosoms, das Chromonema, scheint seiner Länge nach die Struktur eines Bündels riesiger Kettenmoleküle hochkomplizierter Eiweißkörper zu besitzen. Seiner Länge nach linear angeordnet, trägt es ausgezeichnete Punkte, die Chromomeren, an denen in bestimmten physiologischen Zuständen der Zelle die gehäufte Anlagerung von Nukleoproteiden erfolgt, wodurch deren besondere Färbbarkeit bedingt wird. In besonderen Fällen konnte der Genort mit einzelnen derartigen Chromomeren identifiziert werden, in anderen ist die Beziehung des Genortes zum Chromomeren-Muster nicht so eindeutig nachweisbar. Größere Strukturänderungen im Chromosomensatz, sogenannte Chromosomendislokationen, können spontan entstehen

und durch Strahlung in reichem Maß ausgelöst werden. Sie beruhen auf der Entstehung von Brüchen im Chromosom mit nachfolgender dislozierter Vereinigung der Bruchstellen. Die Folge davon sind Umlagerungen innerhalb eines Chromosoms, z. B. im Sinne von Inversionen gewisser Chromomeren-Sequenzen, oder Verlagerungen zwischen nicht homologen Chromosomen im Sinne einseitiger oder reziproker Translokationen, aber auch Änderungen im gesamten Genbestand im Sinne von Verlusten oder Verdoppelungen bestimmter Chromomeren. Durch die Auswertung von Chromosomendislokationen haben sich ja vor allem die Möglichkeiten ergeben, die theoretischen Chromosomenkarten den realen Strukturen im Chromosom zuzuordnen. Es hat sich nun ergeben, daß der strahleninduzierte Einzelbruch im kontinuierlichen Zusammenhang des Chromosoms ebenfalls als Elementarereignis im mikrophysikalischen Bereich aufzufassen ist, ähnlich wie die Genmutation.

Dadurch und durch manche andere Befunde hat sich die scharfe Grenze zwischen den Begriffen der Genmutation und der Dislokation etwas verwischt, und manche Autoren versuchen es mit der Vorstellung, daß jeder Mutation eine Strukturänderung im Chromosom zugrunde liegt, wenn auch nur im ultravisiblen Bereich. In dieser Beziehung verdient eine Erscheinung besondere Beachtung, die allerdings nur bei manchen Dislokationen zur Beobachtung kommt, der Positionseffekt. Es zeigte sich, daß von bestimmten Inversionen oder Translokationen eine Erbwirkung ausgeht, die einer Genmutation gleicht, obwohl nachweisbar kein Gen mutiert ist und kein Genverlust eingetreten ist. Nach Reposition der Dislokation ist die Erbwirkung wieder verschwunden. Es ist also hier sichtlich die Störung der regelhaften Struktur, die die Erbwirkung zur Folge hat. In diesem Zusammenhang sei nur kurz auf gewisse Diskrepanzen hingewiesen, die sich zwischen den physikochemischen Vorstellungen vom Chromosom und den Ergebnissen der Strahlen-genetik ergeben haben. Bei minimaler Dicke des Chromonemas sind für seinen Aufbau 10^4 bis 10^6 parallel gelagerte Polypeptidketten anzunehmen. Die Energie von 17 Ionisationen, die höchstens für einen einfachen Chromosomenbruch nötig ist, ist aber viel geringer als die von etwa 486000 kcal/mol., die nötig wäre, um so viele Kettenmoleküle zu sprengen. Daher nimmt J. A. Serra an, daß sich die Chromonemen aus Ketten von „Nemameren“ zusammensetzen, die nur durch schwache Kräfte zusammengehalten werden. Er nimmt an, daß sowohl der Positionseffekt wie auch die Genmutation durch eine reversible Unterbrechung im Zusammenhalt der Nemameren im Bereich eines Gens zustande kommt, das dadurch inaktiviert wird. Daß sich die Gene trotzdem als Lokalisationseinheiten wie unteilbare Größen verhalten, beruhe darauf, daß sie während der Vorstufen der Meiose, in denen die cross-over-Vorgänge ablaufen, durch die Chromatinisierung der Chromomeren geschützt sind.

Durch solche Deutungen erscheint die klassische Vorstellung von der Individualität des Gens im Sinne einer letzten, unteilbaren Einheit erschüttert. Noch manche andere Erscheinungen sprechen für deren Revision, z. B. die des Pseudo-Allelismus. Man fand bei *Drosophila* zwei Mutationen, die eine ähnliche Erbwirkung haben und zunächst am gleichen Chromosomenort lokalisiert zu sein schienen, so daß sie als multiple Allele angesprochen wurden. Nun zeigte sich aber, daß mit einer sehr geringen Rate ein Austausch zwischen ihnen möglich ist und daß die dadurch zustande gekommenen beiden Lagerungsmöglichkeiten der Allele sich in ihrer kombinierten Erbwirkung sehr stark unterscheiden, also einen starken Positionseffekt zeigen. Ein anderes Gen bei *Drosophila* scheint an einen durch sechs Chromomeren gekennzeichneten Bereich des X-Chromosoms gebunden zu sein. Die vielen bisher gefundenen Mutationen dieses Gens sind mit nachweisbaren Strukturänderungen in diesem Bereich verknüpft – im Gegensatz zu den gewöhnlichen Genmutationen, bei denen cytologisch keine Änderung an ihrem Genort feststellbar ist. Durch Bestrahlung ausgelöste Brüche im Bereich dieser sechs Chromomeren haben ähnliche Erbwirkungen wie diese

Mutationen. Im cross-over-Geschehen verhält sich jedoch dieser Chromomerenblock wie eine unteilbare Einheit. Durch solche und ähnliche Fälle liegen also schon manche Anhaltspunkte dafür vor, das Gen – wenigstens in gewissen Fällen – als ein compositum aufzufassen.

Verwandt mit dieser Auffassung sind die theoretischen Überlegungen, die man zur Frage der Entstehung neuer Gene und der Vermehrung des Genbestandes im Genom angestellt hat. Es ist anzunehmen, daß es häufig zur Duplikation von Genen kommt, die zunächst identischen Nachbarn könnten sich durch Mutation ändern und dann durch Selektionsvorgänge in diesem Zustand in das Genom eingebaut werden. Durch spätere Dislokationsvorgänge könnten sie an andere Chromosomenorte verlagert werden. Tatsächlich wurden bei manchen Organismen eng benachbarte Gene von ähnlicher Erbwirkung gefunden, und manches spricht dafür, daß Gene mit gleicher oder ähnlicher Erbwirkung mehrfach und an verschiedenen Orten im Chromosomensatz vertreten sind. Der Grad der Spezifität des Gens und seiner Wirkung ist sichtlich recht verschieden, und man unterscheidet heute ungefähr zwei Gruppen: die Polygene, die mehrfach im Genom vertreten sind und meist mit additiver Wirkung die quantitative Abstufung gewisser Merkmale beeinflussen, und die Großgene, deren spezifische Wirkung meist sehr eindeutig und wesentlich ist. Es ist interessant, daß die Großgene nur in den euchromatischen Teilen des Chromosomensatzes lokalisiert sind, die eine deutliche Chromomerenstruktur haben, während die Polygene zwar auch in diesen, vor allem aber in den heterochromatischen Teilen des Chromosomensatzes ihren Sitz haben, die in ihrer Struktur und ihrem Chemismus von den euchromatischen scharf zu unterscheiden sind. Gewisse Erbwirkungen endlich gehen gar nicht von bestimmten Lokalisationseinheiten, sondern von größeren Komplexen, Chromosomenarmen, oder ganzen Chromosomen aus, sogenannten Supergenen. Es ist verständlich, daß angesichts all dieser Komplikationen das Interesse sich vorwiegend auf die Fragen der Feinstruktur des Chromosoms konzentriert und manche Autoren in ihren Anschauungen von der Erbwirkung der chromosomalen Struktur den Genbegriff weitgehend zu modifizieren versuchen. Es ist aber nicht richtig, deswegen von einer Krise des Genbegriffs im abfälligen Sinn zu sprechen. Der klassische Genbegriff bleibt auch weiterhin die Grundlage der Forschung, und seine Bereicherung und Modifizierung durch neue Entdeckungen erweist sich, über eine Anzahl von Hilfhypothesen von heuristischem Wert, als äußerst fruchtbar für den Fortschritt der Wissenschaft.

Es war im Rahmen dieses kurzen Referates nicht möglich, die Bedeutung des Genbegriffs für verschiedene Sondergebiete und Grenzgebiete der Genetik zu würdigen. Die in den letzten Jahren besonders intensivierete Erbforschung an Mikroorganismen hat gezeigt, daß auch bei den „kernlosen“ Bakterien ein System von Genen als Erbmasse angenommen werden muß. Die Beziehungen zwischen Erbwirkungen und Erbeinheiten des Plasmas und den Kerngenen konnten ebenfalls bei einigen tierischen und pflanzlichen Einzellern weitgehend aufgeklärt werden. Von besonderer Bedeutung aber ist die Verknüpfung der Genetik mit der Virusforschung, gleichen doch die echten, monomolekularen Viren in vielen Beziehungen den Genen. Für die künftige Gestaltung des Genbegriffs werden diese Forschungsrichtungen von größter Bedeutung sein.

Die Stellung der Genetik in der Biologie ist heute vor allem durch den Beitrag gekennzeichnet, den sie durch ihre Ergebnisse und Theorien zur großen Frage der Artbildung und der Evolution leisten konnte. Damit ist ein Zentralproblem der Biologie wenigstens zum Teil der experimentellen Forschung erschlossen worden, das lange Zeit hindurch vorwiegend eine Domäne einer leider oft recht unfruchtbaren Spekulation war. Die vergleichende Genetik und die Methode der Artbastardierung hat das Vorhandensein gleicher Gene, gleicher und ähnlicher Gensequenzen und chromosomaler Strukturen bei verwandten Arten

nachgewiesen. Die experimentell erhärteten Daten der quantitativen Mutabilität, der genischen Mannigfaltigkeit in natürlichen Populationen und ihrer Schwankungen, der Selektionswirkung usw. haben in ausführlichen statistischen Überlegungen ihre Auswertung gefunden, und auf diese Weise wurde erst eine solide Grundlage für die abstammungstheoretische Arbeit gewonnen. Die Genetik hat das grandiose Bild des Organismus als genetisches System entworfen, das berufen erscheint, im Mittelpunkt des biologischen Denkens der Zukunft zu stehen. Es ist bedauerlich, daß die Organisation der Wissenschaft im deutschen Sprachgebiet der großen Bedeutung und durchaus eigenständigen Entwicklung der Vererbungslehre noch nicht durch die Gründung von Lehrkanzeln für Vererbungslehre an den Universitäten Rechnung getragen hat.

Die Würzburger Generalversammlung

Vom 4. bis 8. Oktober 1952 hielt die Görres-Gesellschaft ihre Generalversammlung in Würzburg ab. Die Wahl des Tagungsortes war durch die 1200-Jahrfeier des Bistums Würzburg bestimmt worden. Die Vorbereitung dieser Versammlung lag in der Hand eines Ortskomitees, dessen verdienstvoller Leiter Professor Dr. Gustav Kafka (Würzburg) war. Im Mittelpunkt der Generalversammlung stand die Wiedererrichtung des Spanischen Institutes der Görres-Gesellschaft, deren Bedeutung durch die Anwesenheit hervorragender spanischer Gelehrter, vor allem des Generalsekretärs des Obersten Spanischen Forschungsrates Dr. José Maria Albareda besonders hervorgehoben wurde. Auch das Römische Institut der Gesellschaft war Gegenstand der Beratungen der Generalversammlung. Die Leitung der Gesellschaft zeigte dadurch, welche Bedeutung sie der Wiederaufnahme bzw. dem Ausbau der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen beimißt. Insgesamt war somit die Generalversammlung in Würzburg durch die von der Görres-Gesellschaft erstrebte Arbeit auf international-wissenschaftlichem Gebiet entscheidend bestimmt. Dem entsprach auch die Anwesenheit zahlreicher Wissenschaftler des Auslandes (aus Holland, Italien, Österreich, Portugal, der Schweiz, Spanien und der Vatikanstadt), die teils auch aktiv durch Vorträge an der Arbeit der Generalversammlung teilnahmen.

Die feierliche Eröffnung der Tagung leitete ein Pontifikalamt, zelebriert von S. Exzellenz dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Würzburg Dr. Julius Döpfner am Sonntag, den 5. Oktober, ein. Der bauliche Zustand des Würzburger Domes gestattete noch nicht, dort Gottesdienst abzuhalten. So wurde das Pontifikalamt in der Neumünsterkirche gehalten. S. Exzellenz richtete an die anwesenden Mitglieder und Freunde der Görres-Gesellschaft eindrucksvolle Worte über die Zielsetzung der Wissenschaft im religiösen Bereich und über die Aufgaben der Görres-Gesellschaft bei der Förderung der Wissenschaft. S. Exzellenz betonte, daß das Anliegen der Görres-Gesellschaft zum Anliegen des gesamten katholischen Volkes Deutschlands werden müsse. Bei der Eröffnungsfeier im Studentenhaus am Nachmittag des 5. Oktober konnte der Präsident der Gesellschaft, Professor Dr. Hans Peters (Köln), auf die erfolgreiche Arbeit der Gesellschaft und ihre zahlreichen Aufgaben hinweisen. Als besonderen Erfolg konnte der Präsident die Wiederbegründung des spanischen Institutes der Gesellschaft hervorheben. Mit dem Festvortrag von Professor Dr. Freiherr von Gebattel (Würzburg) trat die neugegründete Sektion für Psychologie und Psychotherapie erstmals vor die Öffentlichkeit. Aus der großen Zahl der Vorträge und Arbeitsgemeinschaften können hier nur einige hervorgehoben werden (vgl. im übrigen Sektionsberichte S. 60).

In der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft wurden die Formen des Eigentums in der modernen Wirtschaft und Gesellschaft und die Verantwortung des Eigentümers und für den Eigentümer behandelt (Referenten: Prof. Dr. Hans Bayer (Innsbruck) und Prof. Dr. Werner Schöllgen (Bonn)). In der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft wurde eine Arbeitsgemeinschaft über die Reform des Familienrechtes abgehalten (Referenten: Professor Dr. Friedrich Wilhelm Bosch (Bonn) und Professor Dr. Klaus Mörsdorf (München)). Einleitend sprach Fräulein Dr. Gertrude Reidick (München) über die „Hierarchische Struktur der Ehe“. Die öffentlichen Vorträge wurden von Professor Dr. Viktor E. Freiherr von Gebattel (Würzburg) über „Wesen und Sinn der Krankheit“, Professor Dr. Higinio Anglés (Rom) über „Die moderne Musikwissenschaft und die katholische Kultur“ und Professor Dr. Alfred von Verdross (Wien) über „Die Stellung des Apostolischen Stuhles in der internationalen Gemeinschaft“ gehalten.

In der Mitgliederversammlung würdigte Prälat Professor Dr. Georg Schreiber (Münster) die großen Verdienste des kürzlich verstorbenen Vizepräsidenten der Görres-Gesellschaft Prälat Professor Dr. Arthur Allgeier (Freiburg/Br.). An die Stelle des Verstorbenen wurde vom Beirat Professor Dr. Johannes Spörl (München) zum Vizepräsidenten und Professor Dr. Johannes Vincke (Freiburg/Br.) in den Vorstand gewählt. Ferner wurde der leider inzwischen verstorbene Professor Dr. Alfons M. Schneider (Göttingen) zum Leiter der Sektion für die Kunde des christlichen Orients gewählt. Durch Wahl der Mitgliederversammlung traten in den Beirat ein: Professor Dr. Michael Schmaus (München), Regierungsdirektor Dr. Josef Schnippenkötter (Wiederwahl), ferner in Anerkennung ihrer besonderen Verdienste bei der Vorbereitungsarbeit für die Würzburger Generalversammlung Staatsminister a. D. Dr. Willi Ankermüller, Freiherr von und zu Franckenstein, der inzwischen ebenfalls leider verstorbene Professor Dr. Gustav Kafka und Domkapitular Dr. Kramer. Am Montag, den 6. Oktober, gedachte die Görres-Gesellschaft in einem Requiem, das von Sr. Gnaden, dem Hochwürdigsten Herrn Abt Burkard Utz von Münster-schwarzach in der Benediktinerkirche zelebriert wurde, ihrer Toten.

Eine Führung durch das Mainfränkische Museum und die Jubiläumsausstellung Franconia Sacra in der Marienburg zeigte den Besuchern die wertvollsten Schätze der alten Kulturlandschaft am Main. Die Führung lag in der Hand des Museumsdirektors Dr. von Freedon, der den Besuchern die geschichtliche und kulturgeschichtliche Bedeutung der alten Schätze besonders eindrucksvoll nahebrachte. In den durch die Kunstwerke der Ausstellung Franconia Sacra prachtvoll ausgestatteten Räumen der Marienburg veranstaltete Oberbürgermeister Dr. Stadelmeyer anlässlich der Tagung namens der Stadt einen Empfang in- und ausländischer Gäste. Den Abschluß bildete eine Fahrt in das mainfränkische Land mit einer Besichtigung der Abtei Münsterschwarzach.

Als Tagungsort der nächsten Generalversammlung wurde Münster/Westf. bestimmt.

Ansprache von Professor Dr. Hans Peters

gehalten zur feierlichen Eröffnung der Generalversammlung

Exzellenz, Herr Bundesminister, Magnifizenzen, meine Damen und Herren!

Anläßlich der Eröffnung der diesjährigen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft habe ich die Ehre, Sie alle, Mitglieder wie Gäste, von ganzem Herzen willkommen zu heißen. Mein Gruß gilt insbesondere den hier vertretenen Behörden von Bund, Land, Stadt Würzburg, sowie dem Herrn Vertreter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und den Abgesandten aller befreundeten Organisationen. Mit besonderer Freude begrüße ich die Vertreter der Kirche. Eine hohe Ehre ist uns die Anwesenheit Seiner Exzellenz, des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Würzburg in unserem Kreise. Durch das heutige Pontifikalamt, für dessen Zelebration die Gesellschaft Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet ist, haben Sie unsere Feier unter Gottes Schutz gestellt und ihr damit die rechte Weihe gegeben. Besonders begrüße ich unser wohl ältestes Mitglied, Herrn Professor Sticker, Sohn eines Mitgründers unserer Gesellschaft. Mein weiterer Gruß gilt den Rednern dieser Tagung, insbesondere den Herren aus dem Auslande, die vielfach unter großen Mühen hierher zu uns gekommen sind. Ich begrüße bei dieser Gelegenheit mit besonderer Freude aufrichtigst die Anwesenheit des Herrn Generalsekretärs des Consejo Superior de Investigaciones Cientificas in Madrid, Herrn Dr. Albareda.

Eine Reihe von Telegrammen enthalten beste Wünsche. Ich nenne nur die besonders herzlichen des Herrn Bayerischen Ministerpräsidenten, des Herrn Chefs der Bayerischen Staatskanzlei und von Herrn Professor Gemelli, Rektors der katholischen Universität in Mailand.

Ich danke allen denen, die an der Vorbereitung dieser Tagung mitgewirkt haben: den Herren des Ehrenpräsidiums, den Herren des Ortsausschusses, nicht zuletzt Herrn Professor Hans Meyer und Herrn Professor Kafka, dem Leiter der Sektion für Psychologie unserer Gesellschaft, die durch ihr nimmermüdes Interesse zu dem Gelingen dieser Tagung entscheidend beigetragen haben. Gewiß, es ist keine leichte Aufgabe, die den Herren in Würzburg gestellt war. Auf die Tagung in Köln im Jahre 1949 folgten Mainz im Jahre 1950 und München im Jahre 1951. Die großen Leistungen, die wir in Mainz Herrn Professor Lenhart, in München Herrn Professor Spörl und dem dortigen Ortsausschuß verdanken, sind uns noch in lebhafter Erinnerung. Es hat heute allen Anschein, als ob auch die diesjährige Generalversammlung wieder ein rechter Erfolg würde; die vorläufigen Eindrücke, die die ersten Stunden in Würzburg brachten und die von der Görres-Gesellschaft mit großem Dank entgegengenommenen Begrüßungsworte meiner verehrten Vorredner waren so schöne Willkommensgrüße, daß wir uns jedenfalls verpflichtet fühlen, alles in unserer Macht Stehende zu einem guten Gelingen zu tun.

Auch bei der diesjährigen Tagung darf ich wieder eine große Zahl ausländischer Gäste aus Holland, Italien, Österreich, Portugal, der Schweiz, Spanien und der Vatikanstadt begrüßen. Ich danke Ihnen sehr für Ihr Erscheinen. Als Ergebnis der schrecklichen Regierungsperiode des Nationalsozialismus mußten wir auch die wissenschaftliche Abschnürung Deutschlands fast von der ganzen Welt buchen. Unter den vielen Aufbauaufgaben unseres neuen Staates, von Bund wie Ländern, gehört die Wiederaufnahme von auf gegenseitigem Vertrauen begründeten wissenschaftlichen Beziehungen mit zu den wichtigsten. Wir haben allen Anlaß, dankbar anzuerkennen, daß in Erkenntnis dieser Aufgabe vom Herrn Bundesinnenminister, vom Auswärtigen Amt und von verschiedenen Länderregierungen sowie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft vielerlei Hilfe und Unterstützung uns zugeflossen sind, wenn wir auch noch werden erkämpfen müssen, daß in den deutschen Auslands-

vertretungen die hohe Bedeutung der Kultur als geeignetes Mittel der Völkerverständigung sowie insbesondere das große moralische Kapital, das eine Institution wie die Görres-Gesellschaft in die Neugestaltung dieser Beziehungen einzubringen vermag, allorts klarer als bisher erkannt wird. Wenn es nicht gelingt, den materialistischen Grundsatz aufzugeben, daß die Welt, insbesondere die Beziehungen der Staaten zueinander, von wirtschaftlichen Kräften allein beeinflußt werden, dann werden die amtlichen Repräsentanten der deutschen Auslandsbeziehungen bald ähnliche Enttäuschungen wie früher erleben und ebenso verwundert nach den Ursachen fragen. Die Kultur ist ein weitaus tragfähigerer Faktor als der wirtschaftliche Konkurrenzkampf. In der Öffentlichkeit ist in letzter Zeit viel von der Wiedererlangung der deutschen Kulturinstitute in Italien die Rede gewesen. Die Gerechtigkeit hätte mindestens erfordert zu erwähnen, daß das Römische Institut der Görres-Gesellschaft während aller Jahre weiter gearbeitet hat und zur Zeit unter der bewährten Leitung von Professor Dr. Kirschbaum recht lebendig tätig ist. Es ist nun einmal für rein private Wissenschafts- und Kulturinstitute, deren moralischer und politischer Ruf völlig unangetastet ist, leichter, im Auslande erfolgreich tätig zu sein als für staatliche. Selbstverständlich haben wir deswegen nicht minder wie alle anderen Deutschen den Wunsch und hegen die Hoffnung, daß die anderen deutschen Wissenschaftsinstitute in Italien und anderwärts, sobald wie möglich, ihren Begründern zurückgegeben werden möchten.

Der Generalsekretär der Görres-Gesellschaft, Herr Professor Conrad, hat gerade an der Pax-Romana-Tagung in Kanada teilgenommen und auch dort vielerlei wertvolle Beziehungen zu den Akademikern der Welt angeknüpft.

Wenn wir uns bewußt sind, daß die Görres-Gesellschaft in der Lage ist, manch eine verschüttete wissenschaftliche Beziehung zu neuem Leben zu erwecken, und daß sie ein gewisses Maß internationaler Autorität besitzt, so liegt es in dieser Linie, daß wir heute in Anwesenheit unserer alten spanischen Freunde, der Herren Prälaten Professor Dr. Giera, Professor Dr. Anglés und Dr. Vives, dank des Entgegenkommens der spanischen Herren, insbesondere des Consejo mit seinem Generalsekretär Herrn Dr. Albareda, die Wiederbelebung des alten Spanischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Madrid proklamieren können. Im Jahre 1936 wurde es im Laufe des Spanischen Bürgerkrieges zerstört. Seine Gründung verdankt die Gesellschaft insbesondere dem unvergeßlichen Geheimrat Finke, dem großen Historiker und damaligen Präsidenten unserer Gesellschaft. Die Verhältnisse in Spanien sowie die feindselige Haltung des Nationalsozialismus gegen unsere Gesellschaft hinderten den Wiederaufbau. Heute ist es nun soweit! Wir können nach einem festen Plane die wissenschaftlichen Beziehungen, die auf unseren letzten Generalversammlungen mit den spanischen Gelehrten aufgenommen wurden, heute wieder in die alten Formen bringen. Unser Institut wird zunächst wieder in Madrid, dann in Barcelona arbeiten. Durch das Entgegenkommen des Consejo in Madrid erhalten wir in dessen Gebäude einen Raum zur Verfügung, in dem eine deutsche Bibliothek eingerichtet wird. Die rühmlich bekannten „Spanischen Forschungen“ der Gesellschaft sollen wieder erscheinen. In diesen Tagen reisen zwei Stipendiaten, angehende Privatdozenten, nach Madrid, um dort ein oder zwei Jahre ihren Forschungen zu obliegen. Es ist unsere Aufgabe, das Spanische Institut mit dem Geist der Görres-Gesellschaft zu erfüllen, von deutscher Seite in Spanien zu forschen und dort mit spanischen Wissenschaftlern in lebhaften geistigen Austausch zu kommen. Die Art, wie dies geschehen soll, ist in diesen Tagen im einzelnen beraten worden. In dem Institut soll etwa alle zwei Monate ein Vortrag eines Gelehrten unserer Gesellschaft stattfinden, so daß sich aus den einzelnen Sektionen unserer Gesellschaft turnusmäßig deutsche Gelehrte nach Spanien begeben werden und auf diese Weise die ganze Breite der deutschen Wissenschaft in diesem Institut in Erscheinung treten lassen. Wir wissen, daß wir bei unseren bisherigen

spanischen Freunden reges Interesse finden und hoffen, daß wir zu unseren bisherigen Freunden noch weitere hinzu gewinnen werden. Gerade für uns bestehen die denkbar besten Voraussetzungen auf der Basis der gemeinsamen Weltanschauung. Umgekehrt wollen wir auch bei uns Gelehrten aus Spanien zu Vorträgen und zu ständiger Fühlungnahme mit der deutschen Wissenschaft die Wege ebnen. Dies zu verwirklichen, haben wir – wie schon in vergangenen Jahren – auch diesmal wieder spanische Gelehrte zu unseren Veranstaltungen, insbesondere zur Generalversammlung eingeladen und erfreulicherweise auch einige als Redner gewonnen.

Bei allen diesen Überlegungen, wie wir unseren Anteil zur Wiedereingliederung der deutschen Wissenschaft von der Basis christlicher Weltanschauung her in die internationale Wissenschaft erfüllen können, liegt uns jede Absonderung von den anderen Ständen unseres Volkes völlig fern. Im Gegenteil: unsere ganze Arbeit steht – wie uns der Hochwürdigste Herr Bischof von Würzburg in seiner heutigen Predigt ans Herz gelegt hat –, in demütiger Haltung in der großen Gemeinschaft unserer Kirche, die auch in ihren Gliedern und ihren Verbänden lebt. Ihren zahlreichen Organisationen haben wir uns sachgemäß einzugliedern, wir können daraus nur gewinnen. Das gewaltige Ereignis des Berliner Katholikentages, der für alle seine Teilnehmer ein Erlebnis war, wurde getragen vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Dieses Zentralkomitee wurde im Mai dieses Jahres gegründet und stellt den Zusammenschluß der im Laienapostolat tätigen Kräfte, Organisationen und Werke dar. Auf Wunsch der Bischöfe der deutschen Diözesen gebildet, arbeitet es im engsten Einvernehmen mit ihnen und ist im Sinne einer Arbeitsgemeinschaft tätig – unter voller Wahrung der Eigenständigkeit der angeschlossenen Organisationen und Werke.

Daß wir in diesem Jahre anläßlich der 1200-Jahrfeier der Frankenapostel nach Würzburg unsere Generalversammlung gelegt haben, soll gleichfalls unsere innere Verbundenheit mit den kirchlichen Festen unseres deutschen katholischen Volkes dartun.

Auch in der Katholischen Deutschen Akademikerschaft, als deren Vertreter Herr Staatssekretär Dr. Lammers hier anwesend ist, ist die Görres-Gesellschaft wie bisher vertreten. Wir arbeiten hier gern zusammen mit dem Katholischen Akademikerverband, mit den Spitzenverbänden der großen katholischen Korporationen und den anderen Verbänden der Akademiker. Ich freue mich, feststellen zu können, daß auch hier stets das beste Einvernehmen bestand und daß Vertreter dieser Verbände auch heute in dieser Versammlung anwesend sind. Ich darf sie alle dankbar und herzlich begrüßen.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf das vergangene Jahr, so können wir mit Befriedigung feststellen, was erreicht worden ist. Das Historische Jahrbuch ist in einem weiteren Bande unter der Leitung unseres bewährten Professor Spörl herausgebracht worden; der erste Jahrgang des Philosophischen Jahrbuches ist unter der neuen Leitung, die Professor Dempf um sich versammelt hat, erschienen. Morgen liegt hier das erste Heft des Jahrbuches für Psychologie und Psychotherapie, von Professor Kafka und von Professor v. Gebattel herausgegeben, als ein neues Werk unserer Gesellschaft aus. Ein weiterer Band der von Professor Just herausgegebenen Görreswerke geht gerade in Druck. Am Druck eines neuen Bandes der Aktenstücke des Konzils von Trient wird gearbeitet. – Wir hatten zwei Stipendiaten im letzten Jahr in Rom – um nur einiges wenige aus unserer Tätigkeit herauszugreifen. Ich darf allen denen, die an diesen Erfolgen mitgewirkt haben, den tief empfundenen Dank der Gesellschaft zum Ausdruck bringen.

Unsere besondere Sorge gilt nach wie vor dem Nachwuchsproblem, dessen große Bedeutung für Kirche, Wissenschaft und für das christliche deutsche Volk der Hochwürdigste Herr Bischof heute früh in seiner Predigt gewürdigt hat. Der Aufgeschlossenheit des Bundesinnenministeriums sowie der Frau Kultusminister von Nordrhein-Westfalen

verdanken wir dabei wertvolle Hilfe. Im kommenden Jahr werden in Rom drei Stipendiaten und in Madrid zwei Stipendiaten der Gesellschaft forschen und sich auf die Habilitation vorbereiten können. Mir scheint, daß es keine bessere Anwendung der für den Nachwuchs in den staatlichen Haushaltsplänen ausgesetzten Mittel gibt, als sie – natürlich kontrolliert – durch Vermittlung privater Stellen weiterzugeben. Es ist leider eine allzu bekannte Tatsache, daß dem Staate gegenüber die Ausstellung von Zeugnissen, Bescheinigungen usw. oft nicht mit dem notwendigen Verantwortungsbewußtsein geschieht. Hohe Amtsstellen, die selbst Stipendien bewilligen, können natürlich die einzelnen Bewerber nicht kennen und sind allzusehr auf derartige Zeugnisse angewiesen. Fehlgriffe sind daher unvermeidlich. In einer Gesellschaft wie der Görres-Gesellschaft ist der Stipendiat persönlich und wissenschaftlich bekannt; er bleibt unter einer kleinen Zahl ständig in Verbindung mit den Fachvertretern der Gesellschaft. Diese hat selbst das größte Interesse daran, daß niemand empfohlen wird und ein Stipendium erhält, der nicht wirklich objektiv dafür geeignet ist. Der Gesellschaft gegenüber haben diejenigen, die einen Stipendiaten fördern wollen, das Bewußtsein, sich damit nicht kompromittieren zu dürfen. Geht man davon aus, daß der Staat grundsätzlich nur subsidiär tätig sein soll, so ist auch von diesem Standpunkte einer christlichen Staatslehre die finanzielle Unterstützung privater Gesellschaften zweckmäßiger und richtiger als die unmittelbare Auswahl und Betreuung des Stipendiaten durch den Staat selbst. Der Werdegang der früheren Stipendiaten der Görres-Gesellschaft rechtfertigt diesen Weg. Allen Teilnehmern der vorjährigen Münchner Generalversammlung wird unvergeßlich bleiben, wie der inzwischen heimgegangene Kardinal Faulhaber spontan unter Hinweis auf seine Erfahrungen als Stipendiat der Görres-Gesellschaft für diesen Weg zur Lösung des Nachwuchsproblems eintrat.

Aber wir müssen uns klar darüber sein, daß nicht der Staat primär oder gar allein die Aufgabe hat, den Nachwuchs zu fördern, sondern daß gerade auch die kirchlichen Stellen und Private aus unseren Kreisen genügend Opferbereitschaft besitzen müssen, um hier helfend einzugreifen. Immer wieder beobachten wir bei Stellenbesetzungen das Fehlen geeigneter Anwärter; um wieviel leichter könnte diesem Mangel abgeholfen werden, wenn genügend Geldmittel zur Verfügung ständen. Meinen wiederholt erlassenen, bisher fast vergeblichen Appell an private Kreise, hier unterstützend einzugreifen, darf ich daher bei dieser Gelegenheit wiederholen.

Von der diesjährigen Generalversammlung hoffen wir eine weitere Förderung unserer Bestrebungen. Als vor vier Jahren unsere Gesellschaft, die durch das Verbot der Gestapo seinerzeit aufgelöst war, wieder neu gegründet wurde, zweifelten manche an dem Erfolg sowie an der Zeitgemäßheit dieses Unternehmens. Ich habe in den Vorjahren ausgeführt, warum kein Grund zu Pessimismus vorhanden sei, daß wir insbesondere nicht etwa eine Restaurierung im alten Sinne mit überholten Frontstellungen herbeiführen wollen, sondern daß, wie der starke Besuch der heutigen wie der vergangenen Generalversammlungen bewies, ein aktuelles Bedürfnis nach dem Wiederaufleben der Görres-Gesellschaft besteht. Nicht gegen Wen und Was ist unser Ziel, sondern positive wissenschaftliche Arbeit zu leisten von der sicheren Basis einer festen Weltanschauung aus. Diese Auffassung hat sich bewährt. Das Bedürfnis, daß gleichgesinnte Forscher sich zusammenschließen, um vom Boden ihrer Weltanschauung aus an die Probleme ihrer Wissenschaft heranzutreten, ist unabweisbar. Daß Gelehrte auf dem Boden christlicher Weltanschauung sich persönlich kennenlernen und zusammenfinden, ist unerläßlich in einer Zeit, in der der Einzelne allzu leicht vereinsamt. Wichtig ist ferner, daß hier von einer einheitlichen Weltanschauung aus und damit aus einer Einheitsschau einer der schlimmsten Krebschäden des modernen Massenstaats, das Nурсpezialistentum, im Bereich der Wissenschaft überwunden werden

kann. Es gibt weiterhin manche große Arbeiten, für die der einzelne Gelehrte des Zusammenwirkens mit anderen bedarf und die nach ihrem Gegenstand von keiner anderen Stelle in Angriff genommen werden könnten als von einer Organisation katholischer Wissenschaftler. Ich darf an dieser Stelle immer wieder an das gewaltige Werk der Aktenpublikation des Tridentium, an die „Päpstlichen Finanzgeschäfte“ oder an die Herausgabe der Werke von Joseph Görres erinnern. Neue Pläne werden erwogen. Mir scheint, daß wir ohne Überheblichkeit feststellen können, daß wir in den letzten Jahren auch hierin ein beachtliches Stück voran gekommen sind. Wir verdanken das der Hilfe Gottes, wir sind aber auch dankbar allen denen, die dabei mitgewirkt haben.

Die Görres-Gesellschaft stellt heute wieder einen selbstverständlichen Faktor im wissenschaftlichen Leben Deutschlands dar. Die Anwesenheit so vieler hervorragender Persönlichkeiten aus dem Auslande, wie ich sie vorhin begrüßen durfte, gibt beredtes Zeugnis davon, welcher Wertschätzung sich die Görres-Gesellschaft auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus erfreut. Auch in Ländern, aus denen keine Vertretung hier anwesend sein kann, z. B. Irland, ist die Görres-Gesellschaft heute wieder eine bekannte Institution. Ich glaube, daß unsere kühnsten Erwartungen vor vier Jahren kaum an ein solch schnelles Wiedererstehen der Görres-Gesellschaft geglaubt haben, da wir doch mit Nichts als dem früheren guten Rufe der Gesellschaft wieder beginnen mußten und selbst in den eigenen Reihen einer gewissen Skepsis begegneten.

Sehen wir uns das Programm dieser Tagung an, so können wir feststellen, daß es vielseitig und lebendig ist. Sämtliche Sektionen sind mit Vorträgen vertreten. Die Redner sind unserem Grundsatz entsprechend teils bereits anerkannte Gelehrte, teils Mitglieder, die erst dabei sind, sich die wissenschaftlichen Sporen zu verdienen und die wir damit einer weiteren Öffentlichkeit vorstellen. Unsere großen öffentlichen Vorträge weisen Namen von Rednern aus verschiedenen Ländern und von Weltruf auf.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich schließen mit dem Wunsche, daß auch über dieser Tagung der Segen Gottes walten möge, daß wir auch diese Tagung erfolgreich durchführen mögen und, was wichtiger ist, daß auch sie günstige Fernwirkungen für die Wissenschaft, für unser Volk und für unsere Kirche haben möge.

Sektionsberichte

1. Sektion für Philosophie

Die vier Vorträge der philosophischen Sektion haben eine sehr ergiebige Diskussion ausgelöst, die sich von den Vorträgen aus immer wieder der Frage nach den Prinzipien zuwandte, so daß man beschlossen hat, die nächstjährige Sitzung gänzlich der philosophiegeschichtlichen und systematischen Aufrollung der Prinzipienlehre zu widmen.

Die Aussprache mit Gustav Siewerth kreiste zunächst um das Problem, ob die Seinskenntnis begrifflich, intuitiv oder ideell von einer umfassenden Prinzipienlehre aus durchgeführt werden müsse, vor allem nach denen der Einheit, Gleichheit, Andersheit und Verbindung noch vor denen der Wahrheit und Gutheit. Glücklicherweise war der Vortrag von Prof. P. Platzeck insofern eine sehr wertvolle Ergänzung, als die zunächst historisch höchst aufschlußreiche Vergleichung der Lullischen und Cusanischen Prinzipienlehre zur systematischen Klarstellung der ontologischen und logischen Prinzipien des Cusaners zwang. Auch der Vortrag H. Wagners mußte insofern in die Prinzipienproblematik einbezogen werden, als die empirische Entscheidung über die bloß regulative oder konstitutive Geltung der Teleologie immer kontrovers bleiben wird, wenn nicht eine apriorische Entscheidung über die Rangordnung der Seinsschichten nach ihrer prinzipiellen Konstitution getroffen werden kann, wonach die Brauchbarkeit und Dienstbarkeit der unteren Schichten für die menschliche Existenz aus dem Aufbau der Menschennatur selbst erweisbar wird. Prof. Strasser gab nach seinem Vortrag aus seiner intimen Kenntnis der Existenzphilosophie noch wertvolle Aufschlüsse über die Situation der französischen Philosophie. Alois Dempf

Gustav Siewerth (Aachen): Die Einheit der Transzendentalien.

Da es sich in diesem Vortrag um eine systematische Entwicklung der Problematik des Seins handelte, so ist in einem kurzen Abriß nicht eigentlich der Vollzug des Denkens, sondern nur seine Thematik ausführbar. Es ging darum, zunächst das Sein als „notissimum et primum“, d. h. als „prima conceptio“ zu gewinnen, in der „die ganze Ontologie und Wissenschaft“ eingeschlossen ist. Also muß sie aus ihm erfolgen. Die Weise des Erfolgens, die „Kontraktion“ des Seins auf seine modi und genera und die „Scheidung des Seins nach Akt und Potenz“ wurde unter dem festgehaltenen Ansatz des unbeschränkten, alles enthaltenden Seins ausgefaltet. Von der „res“ als dem „Absoluten“ am Seienden erhob sich die Frage nach dem Sinn der Scheidung von Wesen und Seinsakt, nach dem ontologischen Sinn des „Seins selbst“, des „esse abstractum“, der „Idealität“, der „Abbildlichkeit“, der „Analogie“ und der „Partizipation“ des Seins. Ferner wurde die Frage nach der Terminierung des Seinsdenkens in der Substanz und in Gott, seine innere Einheit und der onto-logische Charakter des „unum“ entwickelt. Aus der Durchklärung des Seinsdenkens erhob sich die Frage nach dem Wahren und dessen Verhältnis zum Sein.

1. Zunächst entsteht die Frage nach der Positivität der „Hinzufügung“ des verum zum Sein. Sie gründet in der „transzendentalen Relation“. Diese Relation wird charakterisiert als „relatio non mutua“, in der das Seiende „extra genus intelligibile“ fällt. Aus dieser Sicht tritt die „Subjektimmanenz“ des verum scharf hervor. Das Subjekt erscheint als der Ort der „intentionalen Wesensbegrifflichkeit“. Aus diesem Ansatz leitet sich her der neuzeitliche Primat der Logik, der Erkenntnistheorie, die „Anwendung der Begriffe“ in der Naturphilosophie vor der Ontologie. Die Ontologie aber tritt auf als Lehre vom „Seinsbegriff“. Daraus entspringen die großen Schwierigkeiten in der Prinzipienlehre, besonders im Hinblick auf die Begründung des Kausalprinzips. Auch die Begründung der Konvertibilität von ens und verum ist wesentlich vom Subjekt her bestimmt.

2. Dagegen steht die thomistische Lehre vom Primat des Seins in der Wahrheit. Das Sein selbst stiftet das verum. Da das Sein als wirkliches nur urteilend getroffen wird und das Subjekt sich nicht im Begriff, sondern im Urteil und Schluß transzendiert, so ist das „ens als verum“ primär „conceptio“ und nicht „conceptus“. Es gibt daher keinen Seinsbegriff als Ausgang einer Ontologie. Daher scheint das Sein schlechthin das verum einzuschließen: Das Wahre ist die *ἐνέργεια τοῦ ὄντος*. Dies scheint zu erhellen, sofern die Vernunft selbst als Sein begriffen wird und das verum als Relation von Sein zu Sein, also als eine Weise des ens selber erscheint. Außerdem ist das „Sein als solches“, das keine materiellen Bedingungen einschließt, notwendig „esse intelligens“, d. h. immer auch ein verum. Das Sein erscheint schlecht-

hin als das „Umgreifende“. Ist diese Bestimmung transzendental, so waltet sie auch in der materiellen Natur. Hier tritt sie hervor als die Selbsterwirkung der Seienden zur Erscheinung in der Einheit einer Natur. Diese „Erscheinung“ wird zu einer Weise von Ubiquität, von allgemeiner Offenheit, vermittelt durch das „Licht“ im Geist wie in der Natur. Im Licht erwirkt sich das Sein im Modus formaler Kontinuation, ohne sich zu verbrauchen. Die „relatio non mutua“ ist daher gänzlich vom Sein her gestiftet. Damit erscheint das Wahre als das „Wesen“ oder „Eigentliche“ des ens, das nur als Wahres sich begründet und zu sich selbst kommt. Von hier aus wird die Lehre Meister Eckharts von dem Primat des verum vor dem Sein gewürdigt als der Geburtsort des neuzeitlichen Idealismus. Andererseits legt sich in dieser Sicht ebenso die Lehre Heideggers nahe, daß das Sein sich in der Wahrheit „lichtet“ und alles Erkennen vom Ursprung her zu sich selbst entrückt.

3. Dennoch ist diese Kennzeichnung der transzendentalen Relation unzureichend. Tritt im verum ein Positivum zum Sein, so muß die Seele als ein Modus von Andersheit neben das Sein treten. Nun gibt es nichts außer dem Sein als das Nichts. Also erscheint die Seele in der transzendentalen Relation als der „Ort des Nichts“. „Diese „Nichtigkeit“ der „subjektiven Intentio“ wird aufgewiesen an den 4 Formen des „ens rationis“. Die „rationale Synthesis“ selbst ist durch Nichtigkeit bestimmt. Sie allein ermöglicht eine Opposition zum Sein, die als „Nichtig“ vom Sein selbst im Urteil getilgt wird. Dies Verhältnis wird aufgewiesen an der Negativität des Widerspruchsatzes. Aus dieser Sicht ergibt sich die Verfehlung der intellektuellen Synthesis bei Immanuel Kant.

4. Der so gewonnene Subjektcharakter wird nun weiter entwickelt und verschärft durch die „Endlichkeit“ der Vernunft, die in der endlichen „Versammlung des Seins“ einem Unendlichen immer gegenübersteht. Es tritt heraus die mögliche „subjektivistische“ Gefangenschaft des Geistes in seiner „Rationalität“. Andererseits erscheint auch der göttliche Logos als der absolute Ursprungsort des „Nichts“.

5. In der verbleibenden Differenz von verum und ens liegt der ontologische Grund der Möglichkeit einer weiteren transzendentalen Relation, der des bonum, verum und ens. Ihre vielschichtige Problematik wurde nur im programmatischen Umriß geboten.

Erhard Platzeck (Rom): Lullistisches bei Nikolaus von Kues.

Das Thema „Lullistisches bei Nikolaus von Kues“ führte P. Erhard W. Platzeck OFM., Professor der Philosophie am Pontificium Athenaeum Antonianum unter doppeltem Aspekt aus. In dem ersten kürzeren Teil berichtete er über die Autoren, die *ex professo* zu diesem Thema bereits Stellung genommen haben. Referent besprach kurz die Arbeiten von M. Honecker, M. Florí, T. und J. Carreras-Artá, R. Haubst und seine eigenen spanischen Veröffentlichungen. An erste Stelle aber rückte er den vielfach vergessenen Mallorkiner P. Antonius Raimundus Pascual O. Cist. (1708–1791), der von 1727 bis 1729/30 in Mainz weilte und neben Ivo Salzingers Vorlesungen und Schriften andre von Lull stark beeinflusste deutsche Autoren durch ihre Werke kennen lernte, so vor allem Nikolaus von Kues und G. W. Leibniz, die er in seinen späteren Büchern wiederholt als Zeugen für lullsche Tradition heranzieht und eingehend behandelt.

Im zweiten ausführlicheren Teil des Referates handelte es sich hauptsächlich um die lullsche Prinzipienlehre, die Referent eng an den Spätplatonismus anschloß. In verschiedenen Ansätzen deckte er die vorbereitenden Gedanken Lulls für die *Coincidentia oppositorum* des Kusaners auf. In der Identität der einen göttlichen Natur „koinzidieren“ die bei „zirkularer“ Theologie konvertiblen Attribute Gottes, weiter die göttlichen (seit Augustinus trinitarisch gedeuteten) Korrelative (das bonificans als die *Ureinheit* des Vaters, das bonificatum als die *Wesensgleichheit* des Sohnes, das bonificare als die *Einigung* des Heiligen Geistes), endlich alle Schöpfungsideen, sofern sie Größeres und Kleineres besagen. Wird dieser letzte echt platonische Gedanke (vgl. das Erstprinzip Platons als des Einen und des zum Größeren wie zum Kleineren hin zielenden Anderen) ins Feld des Indefiniten ausgeweitet, so ergibt er ohne Zweifel die Koinzidens des indefiniten Maximum (das Weltall nach Nikolaus ist unendlich groß) und des indefiniten Minimum (in unendlich fortschreitender „Teilbarkeit“) in Gott. Diese letzte Art der Koinzidens zeichnet besonders die Lehre des Kusaners aus. – Für weitere Auskunft über eine historisch-kritische Deutung des lullistischen Systems verwies P. auf seinen Beitrag für die „Franziskanischen Studien“ (1952, zweites und viertes Heft): Die lullsche Kombinatorik. Der Vortrag selbst soll ungekürzt und mit einigen Anmerkungen versehen in der Trierer Theologischen Zeitschrift wiedergegeben werden.

Hans Wagner (Würzburg): Transzendente und prädikamentale Finalität.

Der teleologische Gedanke gehört zu den unerläßlichen Bestandteilen der philosophia perennis. Es fragt sich aber, ob aus ihm nicht zuweilen Konsequenzen für die Kosmologie und die Naturwissenschaften gezogen werden, die unzulänglich begründet sind und den teleologischen Gedanken über-

spannen. Um die Frage zu entscheiden, bedarf es der Unterscheidung zwischen transzendentaler und prädikamentaler Finalität und der Bestimmung des zwischen diesen obwaltenden Verhältnisses, sowie einer Analyse der Finalität auf ihre kategorialen Momente. Es zeigt sich dann, daß nur die erstere für die philosophia perennis unerläßlich ist, daß sie aber auch genügt, um dem Gottesgedanken und der Sinnhaftigkeit der Welt und des Innerweltlichen gerecht zu werden – und daß die finalverstandene Weltstufung und die finalverstandene Stufung der Wesenheiten und Formen nicht zum Unerläßlichen einer philosophia perennis gerechnet werden können.

S. Strasser (Nijmegen): Beiträge französischer Denker unserer Zeit zur philosophischen Anthropologie.

Das Interesse für Fragen der philosophischen Anthropologie ist im Frankreich unserer Tage besonders lebhaft. Dies hängt vermutlich einerseits mit den humanistischen Traditionen des französischen Geisteslebens, andererseits mit den im Gefolge der beiden Weltkriege auftretenden inneren und äußeren Erschütterungen zusammen. – Die spiritualistischen Philosophen Louis Lavelle und René Le Senne knüpfen bewußt an idealistische und humanistische Traditionen an. In schroffem Gegensatz zu ihnen stehen Denker, die eine radikale „Subjektivierung“ und „Ethisierung“ der Anthropologie anstreben: Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Francis Jeanson und der Sartre überragende Maurice Merleau-Ponty. Bei den christlichen Philosophen Gabriel Marcel und Paul Ricoeur tritt statt des subjektiv-revolutionären Freiheitspathos der Gedanke der Verbundenheit der „homines viatores“ untereinander in den Mittelpunkt.

Bei der Mehrzahl der Denker machen sich folgende Tendenzen bemerkbar:

1. Abwendung von der wissenschaftlichen Empirie;
2. Ablehnung des naturwissenschaftlichen Determinismus, Betonung der Sonderstellung des Menschen als Freiheit und Bewußtsein;
3. Philosophieren vom Ich, nicht vom Kosmos, der Geschichte oder der Gesellschaft aus;
4. Ablehnung des wissenschaftlichen Objektivismus, „Subjektivierung“ der Anthropologie (die bei manchen zu einem ausgesprochenen Subjektivismus führt);
5. gesteigertes Interesse für das emotionelle Leben des Menschen;
6. Erweiterung der Thematik in ethisch-religiöser Richtung;
7. was die Methode betrifft: Verdrängung der systematischen Beweisführung durch die suggestiven Beschreibungen konkreten Geschehens, wobei man sich auch der Tagebuch- oder der literarisch-dramatischen Form bedient.

2. Sektion für Psychologie und Psychotherapie

Wenn die neugegründete Sektion für Psychologie und Psychotherapie auf das erste Jahr ihres Bestehens zurückblickt, braucht sie sich des bisher Erreichten nicht zu schämen. Sie hat für ihr Jahrbuch in Herrn Direktor Wegener vom Echter-Verlag, Würzburg, einen wagemutigen Verleger gefunden, der von der Bedeutung der zu lösenden Aufgabe so fest überzeugt war, daß er die Herausgabe der Zeitschrift ohne jeden Zuschuß aus öffentlichen Mitteln unternahm, und es hat sich in ihr, wie aus ihrem Mitherausgeber- und Mitarbeiterverzeichnis hervorgeht, ein Kreis von Forschern zusammengefunden, der das aufgestellte Programm, wie es im Vorjahr vom Sektionsleiter entwickelt wurde, rückhaltslos bejaht und an seiner Verwirklichung mitzuarbeiten bereit ist.

Die Sektion hofft, ihre Daseinsberechtigung auch durch die Vorträge bewiesen zu haben, mit denen sie auf der Würzburger Generalversammlung zum erstenmal an die Öffentlichkeit getreten ist: dem einleitenden Festvortrag Freiherrn Professor von Gebssattels: „Sinn und Wesen der Krankheit“ und den Sektionsvorträgen von Professor Ibor (Madrid): „Genügt die Bewußtmachung eines Komplexes zur Katharsis des Neurotikers?“ und Privatdozent Dr. Revers (Würzburg): „Die personale Struktur des menschlichen Triebbereiches“, die im Folgenden auszugsweise wiedergegeben sind. Alle Vorträge sollen im Jahrbuch veröffentlicht werden. Die beiden Einzelvorträge gehörten zu den bestbesuchten der Tagung und hätten wahrscheinlich noch eine größere Zuhörerschaft vereinigt, als es ohnedies der Fall

war, wenn nicht zu gleicher Zeit auch in der philosophischen Sektion sehr bedeutsame Vorträge stattgefunden hätten.

Der sachlich geforderten Zusammenarbeit zwischen Psychologie und Psychotherapie, die von Anfang an das Ziel der Sektion gebildet hatte, wird im kommenden Jahr dadurch Rechnung getragen werden, daß sie in zwei Abteilungen aufgegliedert wird: die Abteilung für Psychologie wird der bisherige Leiter der Sektion beibehalten, die Abteilung für Psychotherapie wird dagegen Freiherr Professor von Gebattel übernehmen.

Wenn sich jedoch das Interesse der Gesellschaftsmitglieder an der Sektion weiter darin erschöpft, daß sie seinerzeit ihrer Gründung zugestimmt haben und daß sie künftighin in größerer oder geringerer Zahl bereit sind, bei den Generalversammlungen ein paar Vorträge aus ihrem Arbeitsgebiet anzuhören, dann ist – das muß eindeutig gesagt werden – alle bisher aufgewendete Mühe umsonst gewesen. Es muß vielmehr noch einmal mit aller Entschiedenheit betont werden, daß die Gründung deshalb beschlossen wurde, weil die heutige Psychologie und Psychotherapie eine Untersuchung der geistigen Tätigkeiten, die das Wesen des Menschen ausmachen, noch immer nicht zu ihrem Hauptgegenstand gemacht hat, und weil gerade eine solche Untersuchung nicht nur in der Tradition der katholischen Forscher liegt, sondern auch, weil auf diesem Gebiete unter den gegebenen Zeitverhältnissen die katholischen Forscher am leichtesten die allgemeine wissenschaftliche Anerkennung zurückerobern könnten, die sie besonders in Deutschland, seit Beginn der Reformation in immer steigendem Maß an die Gelehrten anderer Konfessionen verloren haben. Dieses Ziel kann nicht erreicht werden durch Publikationen, die wiederum nur für katholische Kreise, besonders auf einzelnen abseitigen Fachgebieten, bestimmt sind, sondern nur durch eine Zeitschrift, die sich auch an nichtkatholische, aber für die brennenden Gegenwartsfragen aufgeschlossene Kreise wendet. Der Bestand der Zeitschrift ist jedoch seinerseits davon abhängig, daß die katholischen Kreise, insbesondere die Mitglieder der Görres-Gesellschaft, mit gutem Beispiel vorangehen und sich in weit größerer Zahl als bisher zu ihrem Bezug anmelden. Herausgeber und Schriftleiter haben alles in ihren Kräften Stehende getan, um durch intensive Werbung Mitglieder im In- und Ausland zu gewinnen, ohne dabei leider gerade bei den Gesellschaftsmitgliedern die erhoffte Unterstützung zu finden. Wenn daher die Zeitschrift nicht durch tatkräftigen Einsatz der Gesellschaftsmitglieder am Leben erhalten werden kann, so läßt sich der Tag berechnen, an dem der Verleger trotz seines hohen Idealismus und seines beispielhaften Verantwortungsgefühls nicht in der Lage sein wird, das Jahrbuch weiter erscheinen zu lassen. Die weitere Folge wäre dann natürlich der Zusammenbruch der Sektion.

Ob dieser beschämende Fall eintritt, daß katholische Kreise in allzu großer Selbstsicherheit wieder einmal den richtigen Augenblick verpassen, oder ob das Weitererscheinen des Jahrbuches durch eine genügende Zahl von Beziehern sichergestellt werden kann, muß sich im Laufe des kommenden Jahres erweisen. *Gustav Kafka*

V. E. Freiherr von Gebattel (Würzburg): Sinn und Wesen der Krankheit.

Die Grundlagenforschung zielt ab auf ein immer sich gleichbleibendes Was der Krankheit, in welchem Was Sinn und Wesen der Krankheit zu einer Einheit verschmolzen sind. Da dieses Was untrennbar eins ist mit dem reaktiven Selbstbezug des Erkrankten, so wird die Frage nach Sinn und Wesen der Krankheit zur Frage nach dem kranken Menschen als solchem. Dieser ist die eigentliche Wirklichkeit, Krankheit wird gesehen als eine Weise des Menschseins. Diese Weise des Menschseins aber wird durch die ärztliche Handlung erschlossen. Den anthropologischen Sinn der Krankheit also macht offenbar die Analyse der ärztlichen Handlung. Diese umfaßt die Krankheit und den kranken Menschen in einem Akt. Indem dieser Akt drei Sinnstufen des Verhältnisses und der Begegnung von Arzt und Kranken vereint, wird er erst zur ärztlichen Vollhandlung. – Zu unterscheiden ist 1. die elementarsympathetische Sinnstufe des mitmenschlichen Angerufenseins durch mitmenschliche Not: die Unmittel-

barkeitsstufe des Verhältnisses; 2. die Sinnstufe des eigentlich ärztlichen Wirkens in Gestalt einer wissenschaftlich und technisch geschulten Hilfsaktion: die diagnostisch-therapeutische Sinnstufe. Diese ist zugleich die Entfremdungsstufe des Verhältnisses. 3. Eine die Modalitäten 1 und 2 des Verhältnisses umgreifende Sinnstufe, die Stufe der Partnerschaft von Arzt und Krankem: das ist die personale Stufe des Verhältnisses. Die dritte Sinnstufe erschließt sich dem Bewußtsein in der Analyse der „existentiellen Neurose“ und der ärztlichen Auseinandersetzung mit dieser besonderen Krankheitsnot. Was aber diese äußerste Möglichkeit des Nicht-Sein-Könnens einer Person dem Handelnden abfordert, erweist sich als der letzte Sinngrund jeder ärztlichen Handlung überhaupt.

J. J. López Ibor (Madrid): Genügt die Bewußtmachung eines Komplexes zur Katharsis des Neurotikers?

Die Wirksamkeit der Katharsis zeigte sich schon in dem ersten Fall, Anna O., von Breuer und Freud. Doch zeigten sich in der ursprünglichen Arbeit von Breuer und Freud schon die Grenzen der Methode, über die der größte Teil der psychoanalytischen Literatur wie über glühende Kohlen hinweggeht. Breuer und Freud sagen, daß man die Hysterie nicht heilt, soweit sie Anlage ist.

Die Psychoanalyse erscheint im letzten Extrem als ein ungeheurer Versuch der Rationalisierung dieser erstaunlichen Tatsache der Katharsis. Zahlreiche Arbeiten wurden veröffentlicht, die ihre irrationalen Elemente aufzuzeigen versuchten, einige stellten Analogien zur Katharsis der griechischen Tragödie her und andere stützten sich auf die Untersuchung der Beziehung Arzt-Kranker als Abbildung der Beziehung von „Ich“ und „Du“. Gerade Freud sucht dieses Hell-Dunkel irrationaler Deutung zu vermeiden. Die Beziehung Arzt-Kranker versucht man in der Prüfung der „Übertragungsneurose“ deutlich zu machen.

Die psychoanalytische Erfahrung und die psychotherapeutische Erfahrung im allgemeinen haben gezeigt, daß die Katharsis in den meisten Fällen zur Heilung nicht genügt. Das heißt nicht, daß sie nicht in einigen Fällen zum Erfolg führt.

Es gibt „neurotische Phasen“, die man früher mit dem Namen „periodische Neurasthenie“ in Verbindung gebracht hatte. Die Existenz dieser Phasen könnte man als rein psychisch bedingt auffassen oder man müßte auf einen anderen Faktor hinweisen. In den ersten Arbeiten Freud's findet man dauernd Hinweise auf einen bei den Neurosen bestehenden extrapsychischen Faktor. Diese Hinweise nehmen verschiedene Formen an: einmal bezieht er sich auf das Problem der Konstitution, deren Wichtigkeit er nicht leugnet und die er lediglich an die zweite Stelle verweist, weil er glaubt, daß die Psychoanalyse berufen ist, ausschließlich die psychische Wirrnis zu lösen. Ein anderes Mal bezieht er sich auf die Chemie der sexuellen Vorgänge. Als er – immer in seiner ersten Zeit – die Angstneurose zu deuten suchte, dachte er an eine Libidoretention, eine Retention, die er sich vorstellte, so wie wir an eine Retention von Retesteroid denken könnten. In wieder anderen Fällen, wie dem von Emmy von N., räumt er die Existenz eines extrapsychischen Faktors ein, um das Vorhandensein der Phobien zu erklären. Die Analyse erreichte die Auflösung der Inhalte, aber sie zerstörte nicht völlig Phobien und Zwänge. Wiederholt stößt Freud auf diese letzte Tatsache. Wenn er bei der Hysterie eine akute und eine chronische Phase annimmt, so erkennt man an den ersten den Analytiker, der gegen die neuen Symptome ankämpft, die sich bilden, kaum daß die alten infolge der Analyse verschwunden sind. Es gibt einen schöpferischen Druck von Symptomen, der auf Grund der psychotherapeutischen Aktion zu einem guten Teil aufhört. Diese wird in der Form der Katharsis in der zweiten Phase fruchtbarer. Der neurotische Druck – wenn wir ihn so nennen sollen – ist verschwunden, und nun ist die Analyse fähig, die schon aufgebrochene Festung der Symptome zu zerstören: der Widerstand hat aufgehört. Eine Untersuchung des Widerstands, die wir hier nicht anstellen können, würde uns zeigen, daß so verschiedene Erscheinungen unter diese gemeinsame Benennung fallen.

Wilhelm Josef Revers (Würzburg): Die personale Struktur des menschlichen Triebbereiches¹⁾.

Die problemgeschichtliche Entwicklung der Psychologie führte in der „Psychologie der Person“ (Lersch) zu der lange gesuchten Vereinheitlichung der Vielzahl psychologischer Schulen. Das Referat übernahm die Aufgabe, das Zentralproblem der Tiefenpsychologie sowie der dynamischen Psychologie amerikanischer Herkunft, nämlich den Triebbereich des Menschen, unter dem Aspekt der Persönpsychologie zu sichten. An Hand des Aufweises der Entelechie menschlichen Werdens und Reifens – beobachtbar z. B. im kindlichen Spiel, in der Langeweile, in der Entfaltung des sozialen Verhaltens beim Kinde – wurde der Nachweis versucht, daß der Triebbereich des Menschen schon von Natur aus

¹⁾ Das Referat erscheint im Jahrbuch der Görres-Gesellschaft für Psychologie und Psychotherapie, 1. Jahrg., 4. Heft im vollen Wortlaut.

kein apersonales Sonderdasein in der Person hat, sondern das Wesenskriterium seiner Zugehörigkeit zum personalen Ordo an sich trägt. Als dieses Kriterium wurde herausgestellt die ursprüngliche dynamische Polarität von vitalem, apersonalem Drang lebensthematischer Zielstrebigkeit (der sein Ziel der Lebensfristung innerhalb der Grenzen der wahrnehmbaren und greifbaren Umwelt erreicht) einerseits und personal-avitalem Drang geistthematischer Zielstrebigkeit (der über jedes „hier“ erreichbare Ziel grundsätzlich hinaus ein Ziel „außer Raum und Zeit“ anzielt, das mittels des Selbst-Einsatzes erreicht werden soll) andererseits. Diese Polarität von definit-objektintentionalem Streben nach lebendiger Existenz und von indefinit-aktionsintentionalem Sehnen nach Selbstvollendung „im Einsatz für“, zuerst in der Weise des Liebens und zuletzt mit dem Ziel „Gott“, wurde in ihrer Gesetzmäßigkeit innerhalb der Persönlichkeitsentfaltung skizziert.

3. Sektion für Geschichte

Die Sitzung der Historischen Sektion eröffnete der Unterzeichnete am Montag, den 6. Oktober. Nachdem er kurz über die geplanten Forschungsaufgaben berichtet hatte, gab er das Wort an Professor Dr. Johannes Straub (Erlangen), der über das Thema: „Das Imperium als Civitas Terrena“ referierte.

Der Vortrag beschäftigte sich mit einem Problemkreis, dem in letzter Zeit wieder in doppelter Hinsicht ein besonders lebhaftes Interesse entgegengebracht wurde: einmal sollte die Bedeutung Augustins für das christliche Selbst- und Weltverständnis in der Krisis des römischen Reiches beleuchtet werden; zum andern wurde die vor allem durch das Buch von Wilhelm Kamlah über „Christentum und Geschichtlichkeit“ aufgeworfene Frage behandelt, ob Augustinus „die radikale Unvereinbarkeit des römischen Reichs mit dem Christentum... nicht abgestritten, sondern auf eine eschatologische Weise ausgesprochen“ habe. Dieser Frage kommt insofern aktuelle Bedeutung zu, als Kamlah erklärt: „Alle theologischen Versuche, den Christen über den dulddenden Gehorsam hinaus zur politischen Mitverantwortung anzuhalten, sind zwar vernünftig wohl begründet (was sie meist gerade nicht sein wollen), dagegen in ihrer exegetischen Begründung fadenscheinig.“ Die apologetische Leistung Augustins muß aus der religiösen und geistesgeschichtlichen Situation seiner Zeit heraus verstanden werden. Seine rigorose Verurteilung der heidnischen Staats- und Reichsideologie soll nicht nur die – immer noch einflußreiche – reaktionäre Bewegung der Senatoren und Literaten treffen, sondern gleichzeitig auch das Heidentum in der Brust der christlichen Zeitgenossen, die, in der überlieferten Bildung erzogen, der heidnischen Weltanschauung weithin verhaftet blieben und etwa auch den ewigen Bestand des Reiches, des Kaiserfriedens und der irdischen Sekurität in der Zuwendung zum Gott der Christen gesichert wähnten. Sobald neben der civitas dei auch die Briefe und Predigten Augustins befragt werden, ergibt sich die von vielen geleugnete Tatsache, daß Augustinus nicht grundsätzlich den Staat, das – nunmehr christlich gewordene – Reich als den Staat der Verfolgungszeit verurteilt, sondern seine positive Bedeutung durchaus anerkennt und gerade darin seinen „Patriotismus“ bekundet, daß er zu einer inneren Erneuerung auf dem Weg über die christliche Selbstbesinnung mahnt. In diesem Punkt stimmt er mit den heidnischen Gegnern überein, die auch eine moralisch-religiöse Reform und nicht eine Reform der Staats- und Verwaltungsorgane anstreben.

Eine große Freude war für den Unterzeichneten sowie für alle Mitglieder der Sektion, am Montag Professor Dr. Franz Schnabel (München) unter den Teilnehmern begrüßen zu dürfen.

Privatdozent Dr. Karl Bosl (München) sprach dann über das Thema: „Würzburg als staufisches Reichsbistum.“

Am Beispiel Würzburgs versuchte er, die gerade im Mainbistum so offensichtlichen Bemühungen der deutschen Könige, Barbarossas vor allem, um eine Neubelebung des alten Reichskirchenrechts der Ottonen und frühen Salier aufzuzeigen und einen Beitrag zu einer vertiefteren Beurteilung des Verhältnisses zwischen Staat und Reichskirche vor der Doppelwahl von 1198 zu liefern. Neuere Forschungen zur Gesamtstaats- und Territorialpolitik der Stauer haben an einer Reihe von Bistümern engere Beziehungen zwischen König und Reichsbistum bzw. -kirche aufgedeckt, so daß es geboten erscheint, die von J. Ficker in seiner Abhandlung über das Eigentum des Reiches am Reichskirchengut geäußerten Auffassungen an dem neuen Material zu überprüfen oder besser zu vervollständigen. Gerade das Beispiel Würzburgs zeigt, daß die Versuche der Stauer, besonders Barbarossas, um eine Neugestaltung oder eine Renaissance des alten Reichskirchenrechts nicht so sehr mehr von dem Gedanken des Eigenkirchenrechts als dem Territorialprinzip und dem Bemühen um eine Verstaatung des Reiches her ge-

sehen werden müssen. Das Mainbistum Würzburg, dessen Domkirche auf Königsboden steht und dessen Bischöfe in der alten Herzogs- und späteren Königspfalz in der linksmainischen villa residierten, war mit reichem fränkischen Königsgut und königlichen Eigenkirchen ausgestattet, um seine Missions- und Seelsorgeaufgaben erfüllen zu können. Auf diesem Boden, einem klassischen Gebiet fränkischer Staatskolonisation, wirkte ein königlich-staatliches Freibauerntum. Ebenso wie unter den Ottonen – für diesen Zweck mit reichen Wildbannschenkungen besonders bedacht – wurde Würzburg von den Staufern in ganz ausgedehntem Maße für die Zwecke ihrer Reichs- und Staatspolitik herangezogen. Seine Lage an einem politisch wie wirtschaftlich bedeutsamen Punkt, seine engen Beziehungen zur staufischen Reichslandpolitik in ganz Ostfranken machen es zu einem Brennpunkt königlicher Interessen. Die Reichs- und Hochstiftsministerialität ist dabei das besondere Werkzeug staufischer Staats- und Kirchenpolitik, die das Würzburger Kirchengut in einem Maße zu Reichsleistungen verschiedener Art heranzieht, daß das Bistum in eine schleichende Finanzkrise gerät und alle Mühe hat, sich zu behaupten. Von hier aus fällt vielleicht auf eine Reihe von Diplomen (Würzburger Fälschungen) neues Licht. Besonders reizvoll ist es, damit auch die große Bedeutung des Würzburger Domklerus für die staufische Reichskanzlei zusammen zu sehen, die ein rundes Bild des besonderen Reichsbistumscharakters von Würzburg ergibt. Daß es Würzburg nicht gelungen ist, auf der Gerichtsgewalt, die sein ostfränkisches Herzogtum vor allem ausmacht, eine Territorialhoheit zu begründen, muß vielleicht auch in seiner besonderen Stellung zu dem Stauerreich begründet sein. Neben die beiden „Salierbistümer“ Worms und Speyer tritt jedenfalls Würzburg in staufischer Zeit als besonders ausgeprägter Typ des Reichsbistums, wie ihn zeitweise im 11. Jahrhundert noch Bamberg, in staufischer Zeit aber nach unserer bisherigen Kenntnis vielleicht noch einige mitteldeutsche Bistümer wie Zeitz-Naumburg und Merseburg entwickelt haben.

Die Diskussionsleitung hatte Professor Dr. Theodor Schieffer (Mainz) übernommen, wofür ihm an dieser Stelle noch besonderer Dank ausgesprochen sei.

Die Sitzung am Dienstag, den 7. Oktober, eröffnete Professor Dr. Karl Siegfried Bader (Mainz) mit seinen Ausführungen über das Thema: „Kaiserliche und ständische Reformgedanken in der Reichsreform des endenden 15. Jahrhunderts.“

Die sogenannte Maximilianische Reichsreform genießt in der politischen Verfassungsgeschichte kein hohes Ansehen. Vor allem die eine starke Zentralgewalt des Königtums verhindernde Reformarbeit der Reichsstände wird in der historischen Wissenschaft übermäßig kritisch betrachtet. Da bei dem langsamen Fortgang der großen Editionen zeitgenössischer Quellen (vor allem der Deutschen Reichstagsakten) in absehbarer Zeit keine nennenswerten Quellenfunde zu erwarten sind, stellt sich das Referat die Aufgabe, eine neue Bewertung der Reformbestrebungen selbst und der an ihnen beteiligten Kräfte und Persönlichkeiten anzustreben. Aus der Entwicklung der verfassungsmäßigen Lage des Reiches seit Rudolf v. Habsburg wird die starke Stellung und das Streben der Stände nach einer streng dualistischen Staatsgewalt („Kaiser und Reich“) abgeleitet. Der Sprecher der ständischen Reformrichtung, Erzbischof Berthold von Henneberg, Kurfürst von Mainz, ist von der den Ständen stets vorgeworfenen Eigensucht frei; seine Gestalt erfährt eine positive, von der üblichen Schilderung in der politisch-historischen Literatur stark abweichende Beurteilung. Dagegen wird auf die großen Mängel im Bilde der Persönlichkeit des Gegenspielers, König Maximilians I., auf seine trostlose finanzielle Lage und seine phantasiereiche Strategie hingewiesen. – Die Reformen im einzelnen sind ihrem Wert nach verschieden. Zunächst wird der Ewige Landfrieden als eine Voraussetzung des Reformwerks umrissen, sodann das Reichskammergericht als ständisches Gericht im ganzen positiv gewertet. Reichsregiment und Kreiseinteilung hängen eng zusammen; während aber mit dem Regiment die ständischen Pläne Bertholds im wesentlichen scheiterten, erweist sich die Kreisverfassung in ihrer späteren Auswirkung als positiv zu wertende verfassungsrechtliche Institution. Das Reformwerk insgesamt kann nicht nur aus den endlosen Verhandlungen und aus den Akten heraus verstanden und gewürdigt werden; das Verhältnis der politischen Kräfte und dessen Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert waren ebenso maßgeblich wie die politische Konzeption der Urheber. Jedenfalls aber verdient die Sorge der Stände und Bertholds von Henneberg um die Herstellung der inneren Ordnung Anerkennung gegenüber der nur auf äußere Machtentfaltung gerichteten Politik Maximilians. Der „Primat der Außenpolitik“ im Zeitalter der Reichsreform war eine Selbsttäuschung des Königs, der gegenüber die Stände mit Recht auf einen gesunden verfassungsmäßigen Aufbau des Reichskörpers Wert legten.

Als letzter Redner trat Studienrat Dr. Ludwig Litzenburger (Maikammer) auf, der sich als Thema gewählt hatte: Ein Bericht der Münchener Nuntiatur vom 5. Mai 1835: „Instrumentum Inquisitionis super qualitatibus Illmi. ac Revmi. Do-

mini Petri Richarz ad episcopatum promovendi, necnon super statu ecclesiae cathedralis Spirensis.“

Das in der Serie „Processus episcoporum Sacrae Congregationis Consistorialis“ im Fondo Consistoriale des Vatikanischen Archivs aufbewahrte Instrumentum Inquisitionis, ein vom Apostolischen Nuntius in München, Erzbischof Karl, Graf von Argenteau, am 5. Mai 1835 nach Rom abgefaßter Bericht über den durch den bayerischen König auf den Speyerer Bischofsstuhl ernannten Würzburger Universitätsprofessor Dr. Peter Richarz und über den damaligen Stand der Diözese Speyer ist ein festgefügtes Formular, wie es seit der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse in Bayern vom Jahre 1817 für das Verfahren bei der Besetzung der bischöflichen und erzbischöflichen Stühle üblich geworden war. Es ist angelegt nach den von den Päpsten Gregor XIV. und Urban VIII. erlassenen Richtlinien mit allgemeiner Gültigkeit. Danach hat der Apostolische Nuntius in München eine Information eingeholt 1. über die Person des königlichen Kandidaten als Unterlage für die im Konsistorium vorzunehmende endgültige Entscheidung und 2. über den Stand der vakanten Kathedrale und Diözese und in der Anlage beigefügt: a) Die Copia decreti Regii, b) Testimonium suspecto baptisate et natalium legitimitate, c) Testimonium de susceptis sacris ordinibus, d) Testimonium animarum curam concernens, e) Copia absolutorii philosophiae, f) Copia diplomatis de gradu doctoris in Philosophia, g) Copia testimonii academici Würzburgensis de absoluto studio theologico, deque dignitatibus et muneribus Petro Richarz in eadem Universitate collatis, h) Forma juramenti Professionis Fidei.

Im Gebäude der Münchener Nuntiatur werden über Peter Richarz vierzehn Fragen gerichtet an die drei vereidigten Zeugen: Georgius de Oettl, vicarius capituli Metropolitanus Monaco-Frisingensi(s) annum agens quadragesimum primum, Ignatius Doellinger S. Theologiae doctor, eiusdemque in Universitate Monacensi professor publicus ordinarius, annum agens trigesimum sextum, Joannes Georgius Müller Philosophiae doctor, in aula Regia sacellanus, et in Regio Epheborum aulicorum pedagogio professor, annum agens quadragesimum tertium. Da die Aussagen der drei Zeugen in allen Stücken wesentlich übereinstimmen, wurde als Beispiel für die Frage und Antwort die Vernehmung des Professors Ignaz Döllinger als des von den drei Zeugen am meisten bekannten Mannes herausgegriffen.

Über den Stand der Kathedrale und Diözese Speyer werden am gleichen Ort vernommen Franciscus Ignatius de Streber, Episcopus Birthanensis in partibus, Praepositus ecclesiae Metropolitanae Monaco-Frisingensis annos natus septuaginta septem, Joannes Nepomucenus Hortig canonicus Metropolitanae ecclesiae Monaco-Frisingensis annum agens sexagesimum. Auch hier weichen die Zeugenaussagen nicht wesentlich voneinander ab. Als Beispiel für Frage und Antwort wurde die Vernehmung des Weihbischofs Franz Ignaz genommen.

Ist das Instrumentum auch keine Quelle, aus der wesentlich neue historische Erkenntnisse fließen, so entbehrt es als Bericht der Münchener Nuntiatur aus dem 19. Jahrhundert sicher nicht des Interesses. Gibt es doch eine Antwort auf die Frage nach der Art und Weise, auf welche der Hl. Stuhl vor der Bestätigung der vom Bayerischen König ernannten Bischofskandidaten durch ein Jahrhundert hindurch seine offiziellen Informativprozesse führte.

Den Abschluß bildete ein Besuch des Staatsarchivs Würzburg unter der trefflichen Führung von Staatsarchivdirektor Dr. Paul Joseph Fraundorfer; dabei wurden insbesondere Urkunden gezeigt, die für die Geschichte des mittelalterlichen Würzburg von Bedeutung sind.

Johannes Spörl

4. Sektion für Altertumswissenschaft

In der Sitzung der Sektion für Altertumswissenschaft sprach zunächst Dr. Johannes Emminghaus (Paderborn) über „Syrische Baptisterien“.

Die – zahlenmäßig – relativ große Gruppe der altchristlichen syrischen Baptisterien ist zeitlich (3. Jh. bis Persereinfall Anf. 7. Jh.) und örtlich (Diöc. Oriens als Hinterland von Antiochia) gut abgrenzbar. Kennzeichnend ist für die Kirchenanlagen die Anordnung um einen Vorhof, meist an der südlichen Breitseite der Basilika, doch sind Abweichungen nicht ungewöhnlich. Das Baptisterium liegt in den häufigsten Fällen an der SO-Ecke der Kirche. Die Frage, ob es sich um Tauf- oder Memorialanlagen handelt, erhält neuerlich eine Klärung durch das Vorhandensein von sog. „Ölsarkophagen“ in den Martyria, worauf schon von Lassus und Tschalenko hingewiesen und wofür neues Material beigebracht wurde. Die Ähnlichkeit – spez. von Mâr Jaqub in Nisibiş (363) und der nordsyrischen Baptisterien – mit gleichzeitigen Mausoleen läßt die Taufhäuser als baulichen Ausdruck der Sterbens-Auferstehungs-Mystagogie (hl. Paulus) verstehen. Kreuzförmige Piscinen (Deir Solaib und vor allem südsyrische Anlagen) deuten in die gleiche Richtung. Der Vortragende legte zahlreiche Lichtbilder von bisher unbekanntem Anlagen,

so von dem – bisher einzigen syrischen – quadratischen Umgangsbaptisterium im Ruweiha, der neu ergrabenen Piscina des Taufoktogons von Qalat Sem'an u. a. vor. Aus dem architektonischen Befund abgeleitete Folgerungen für Bausymbolik, Form der Taufspendung (als Teilimmersion zusammen mit Infusion des Taufwassers), Entwicklung des liturgischen Lebens vermutliche Variationsbreite der liturgischen Handlungen nach Taufe bei Kathedral-, Martyrions – oder Dorfkirche u. a., beschlossen den Vortrag.

Anschließend sprach Professor Dr. H. H. Janssen von der Universität Nijmegen über „Die Begriffe von Schuld und Sühne in der profanen und altchristlichen Latinität“.

Das heidnische Rom hat einen eigentlichen Sündenbegriff kaum gekannt. Der Schuldbegriff in der alten einheimischen Religion war formal und rituell bedingt. Die religiösen Ausdrücke *piaculum* und *nefas* sind schon in klassischer Zeit völlig veraltet; *scelus*, das gleichfalls in religiösem Boden wurzelt, hält sich zwar, bekommt aber eine allgemeinere Bedeutung. Ebenso wenig kann die aus Griechenland importierte stoische Philosophie, gehemmt wie sie war durch ihren Rationalismus, den Sündengedanken zu einer vollen Entwicklung bringen; *peccatum* wird verhältnismäßig selten in moralischem Sinne gebraucht. Entsprechend kann auch die Reue- und Sühnevorstellung sich nicht entfalten. *Paenitentia* zielt mehr auf den Vernunft- als auf den Gemütsbereich hin. In der Poesie, in den Mysterienkulten und in der späteren Stoa zeigen sich Ansätze für die Entstehung eines tieferen Sünde- und Reuebegriffs. Die Terminologie ändert sich aber nicht mehr. Erst mit dem Christentum kommt die radikale Umwälzung. Die veränderten Verhältnisse spiegeln sich wider in der jähen Entwicklung der sprachlichen Ausdrucksformen. Die Wörter für Sünde und Sühne werden jetzt ganz auf den moralischen Bereich beschränkt. Andererseits entsteht eine Vielheit und Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, die eben dadurch die starke Affektwirkung der Sünde- und Reuevorstellung demonstrieren.

Beiden Vorträgen folgten angeregte Diskussionen. – Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden Forschungsaufgaben besprochen, die von der Sektion in Angriff genommen werden sollen. Näheres wird darüber zu gegebener Zeit berichtet werden. *Franz Beckmann*

5. Sektion für die Kunde des christlichen Orients

An Stelle von Professor Franz Dölger, der am Erscheinen verhindert war, leitete die Sitzung am 6. Oktober Georg Graf (Dillingen a. D.). Den ersten Vortrag hielt P. Hieronymus Engberding O. S. B. (Gerleve) über „Sinn und Bedeutung der Verfasserangaben im Bereich der ostchristlichen Meßliturgien“.

1. Unter den Verfasserangaben, welche bis zur Stunde größte Glaubwürdigkeit genießen, nimmt die Basiliusliturgie wohl die erste Stelle ein. Dennoch läßt sich diese Annahme heute nicht mehr rechtfertigen. Denn

a) bereits die Urgestalt dieser Liturgie, bestehend aus dem Gebet zum Friedenskuß, dem eucharistischen Hochgebet, der Anamnese, Epiklese, dem anaphorischen Fürbittgebet, – so wie sie uns die ägyptische Fassung bietet –, trug die Angabe „vom hl. Basilius“.

b) die Heimat dieser Urgestalt aber kann nicht Ägypten gewesen sein, da ein Vergleich der Urgestalt mit den übrigen Bearbeitungen die für Ägypten kennzeichnenden Eigentümlichkeiten alle als spätere Ergänzungen erweist;

c) das Auftreten des Gebetes zum Friedenskuß weist nach Antiochien hin.

d) ebenso weist der Lautspruch am Schluß der Anamnese nach Antiochien;

e) endlich läßt sich in gewissen Wendungen des anaphorischen Fürbittgebetes antiochenischer Einfluß feststellen.

f) Somit ordnen sich diese Züge restlos in das Bild ein, das wir aus anderen Quellen über die Liturgie-schöpferische Kraft dieser altkirchlichen Metropole wissen.

Wenn aber diese Urgestalt in dem Gebiet von Antiochien entstanden ist, kann sie nicht als Liturgie Kappadokiens und auch nicht als Schöpfung des hl. Basilius gewertet werden.

Der Grund für die Benennung ist vielmehr ein ganz anderer: Basilius galt als ein Theologe, dem beglückende Einsicht in die Tiefen des innergöttlichen Lebens geschenkt war. Darum galt er als besonders befähigt für die Abfassung einer Liturgie. Darum hatte eine nach ihm benannte Liturgie ein ganz besonderes Ansehen.

2. Solche und ähnliche Gründe für die Benennungen von Liturgien finden wir im Bereich der ostchristlichen Meßliturgien zu wiederholten Malen. So trägt die Chrysostomusliturgie ihren Namen, weil Byzanz mit dieser Benennung die große Persönlichkeit seines ersten „Märtyrerbischofs“ ehren wollte. Dieselbe Liturgie trägt im westsyrischen Raum den Namen der „12 Apostel“, weil man die Autorität aller Apostel für diese Liturgie des antiochenischen Gebietes in Anspruch nehmen wollte. – In anderen Fällen wählt man die ältesten Glaubensboten des betr. Gebietes. So bei der ägyptischen Markusliturgie; so bei der ostsyrischen Apostelanaphora. – Gerne ruft man auch die Autorität des Gründers der betreffenden Kirchengemeinschaft an. So bei der nestorianischen Nestoriusanaphora; so bei den vielen monophysitischen Cyrillusanaphoren.

So lassen sich immer neue Gesetzmäßigkeiten feststellen, nach welchen die Benennung der einzelnen Liturgien im christlichen Osten erfolgte. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß all diesen Bezeichnungen gar keine geschichtliche Glaubwürdigkeit zukommt.

3. Um so mehr muß es da überraschen, wenn man seit 1916 versucht, bei der Liturgie, welche sich in der sogenannten Apostolike Paradosis findet, den wirklichen Verfasser benennen zu können, nämlich Hippolyt von Rom. Freilich hat man die ganze Gedankenwelt, in die wir uns soeben eingelebt haben, noch nicht auf dieses Problem ausstrahlen lassen. Die grundsätzlichen Bedenken, die sich da schon a priori ergeben, werden noch gestützt durch die unleugbare Tatsache, daß der Name des Hippolyt dort, wo er in diesen Quellen auftritt, nur pseudepigraphisch gewertet werden kann. Hinzu kommt noch die ebenfalls unleugbare Tatsache, daß die Apostolike Paradosis echte apostolische Überlieferung bieten will, ohne es zu tun. Was sie bietet, ist oft jüngste Schöpfung und nicht selten ganz partikulärer Natur. Nimmt man dazu noch die Tatsachen, daß auch die Persönlichkeit des Hippolyt als Ganzes durchaus nicht mit jener Klarheit feststeht, wie sie so manches Lehrbuch vorträgt, und daß bis jetzt kein einziger durchschlagender Beweis für die wirkliche Urheberschaft des Hippolyt vorgebracht werden konnte, während viele andere Bedenken, die wir hier nicht berührt haben, ungeschwächt bestehen geblieben sind, so kann man nicht an dem Schluß vorbeikommen:

es ist wissenschaftlich sicherer, die Autorschaft Hippolyts als nicht überzeugend erwiesen anzusprechen, als: sie mit dem Anspruch auf dauernde Gültigkeit zu behaupten.

Darauf gab der stellvertretende Vorsitzende selbst einen Bericht über Wissenschaftliches Leben bei den Christen des Vorderen Orients in der Gegenwart (siehe Seite 35).

Anschließend sprach der Vortragende kurz über Ziel, Aufgabe und Ausgestaltung der Zeitschrift *Oriens Christianus*, die von 1953 an in zwangloser Folge im Verlag Otto Harrassowitz (Wiesbaden) wieder erscheinen soll. Als Schriftleiter ist P. H. Engberding O. S. B. vorgesehen.

Georg Graf

6. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Die Sitzungen der Sektion am 6. und 7. Oktober 1952 waren sehr gut besucht. Die Beratungen waren lebhaft und gründlich, doch sind auch in diesen Sitzungen, entsprechend der Übung in der Sektion, förmliche Beschlüsse nicht gefaßt worden.

Nach dem Vorschlag des Münchener Kollegen Professor Dr. Mörsdorf hatten zwei junge Kräfte Referate übernommen.

Der Assistent am Institut für öffentliches Recht der Universität München, Assessor Dr. Günter Dürig, sprach über „Das Eigentum als Menschenrecht“. Er faßte seine Ausführungen in folgende Darlegungen zusammen:

Die Entscheidung des Grundgesetzes für vorstaatliche Menschenrechte stößt auf zwei dogmatische Widersprüche. „Unverletzliche“ Menschenrechte können nicht „verwirkt“ werden. Art. 18 aberkennt jedoch nicht das Grundrecht als solches, sondern trifft nur das Recht, sich auf das Grundrecht zu berufen. Auch der zweite Hauptwiderspruch, der darin besteht, daß die Grundrechte nach wie vor der staatlichen Disposition unterstehen, ist lösbar, wenn man in Art. 19 II ein materielles Wertschutzprinzip erkennt. Man gelangt dann zu dem argumentum a minore ad maius: Wenn der Wesensgehalt der Grundrechte ein gegenüber Einschränkung und Ausgestaltung gefeierter Wert ist, dann ist er es erst recht gegenüber Änderung und Beseitigung der Grundrechte als solchen. Auch die Inhaltsbestimmung des Eigentums nach Art. 14 I Satz 2 endet an der Sperre des Art. 19 II. Es ist nichts erkennbar, was den Schluß zuließe, daß das Grundgesetz im Widerspruch zu Art. 1 II gerade das Eigentum als rein staatlich

gewährtes Recht aufgefaßt wissen will. Das Entschädigungsausschlußverbot spricht sogar für die Menschenrechtsauffassung. Diese Menschenrechtsentscheidung muß dogmatischer Ausgangspunkt jeder Eigentumsexegese sein. Sie bewährt sich auch nach der Pflichtseite hin, da sie zu einer Entmaterialisierung des subjektiven Rechtseigentums zwingt. Objekt des Rechts ist das Verhalten anderer. Die Sache ist nur Tatbestandsmerkmal. Gerade die Menschenrechtsauffassung zwingt dazu, die anderen als im Prinzip gleichberechtigt anzuerkennen und verbietet logisch jeden absoluten Eigentumsbegriff. Schon zum Formalbegriff des Eigentums als subjektives Recht gehört neben dem Ausschließungsrecht auch die spontane Achtung von seiten der anderen Rechtssubjekte, denen man sein Eigentum verdankt¹⁾.

Der Hauptteil der Verhandlungen galt den Fragen der Neufassung des Familienrechts.

Zunächst sprach die Preisträgerin der Theologischen Fakultät der Universität München Lic. iur. can. Gertrude Reidick über „Die hierarchische Struktur der Ehe“. Sie führte aus, daß ihr Vortrag die Gleichberechtigungsfrage in der Eherechtsform von der theologischen Basis aus behandle. Sie gab die Grundsätze ihres Vortrages wie folgt wieder:

Die Betrachtung der einschlägigen Schrifttexte führt zu dem Ergebnis, daß Gatte und Gattin nicht völlig gleichgestellt sind, sondern der Mann vielmehr das Haupt der ehelichen Gemeinschaft ist. Gott hat die hierarchische Struktur der Ehe begründet, als er den Mann zuerst, die Frau aber nach dem Manne, aus dem Manne und um des Mannes willen erschaffen hat. Zweck dieser Ursprungsreihenfolge und des darauf basierenden Über-Unterordnungsverhältnisses zwischen Mann und Frau ist aber nicht etwa die Privilegierung und Bevorteilung des Ehemannes, sondern die Einswerdung und das Einssein der Gatten im Mysterium der Ehe. Die schöpfungsmäßig bedingte hierarchische Struktur der Ehe findet in der durch Christus heraufgeführten Heilszeit nicht nur nicht ein Ende, sondern gelangt in ihr vielmehr zu ihrer letzten Erfüllung. Auf der Symbolbeziehung der Ehe zum Christus-Kirche-Bund beruht die Sakramentalität der Ehe; nach Eph. 5, 22ff. ist es aber gerade die hierarchisch gegliederte Zwei-Einheit zwischen den Gatten, um deretwillen die Ehe als ein sakramentales Abbild der Christus-Kirche-Einheit erscheint²⁾.

Zugleich als Aussprache über den zweiten Vortrag gingen die Verhandlungen in die Erörterungen über die „Neuordnung des Familienrechts“ über. Die Führung hatte als besonderer Fachvertreter der Kollege Prof. Dr. F. W. Bosch (Bonn) übernommen. Seine „Leitsätze“ lauten:

1. Eine angemessene Erörterung aller zur Neuordnung anstehenden Fragen des Ehe- und Familienrechts ist bis zu dem in Art. 117 Abs. I des Grundgesetzes (GG) genannten Termin – 31. 3. 1953 – nicht möglich. Obwohl hiernach eine terminverschiebende Verfassungsänderung notwendig erscheint, sind alle Reformprobleme auch im christlichen Raum gründlichst weiter zu behandeln – unter vorzüglicher Beachtung des Art. 6 I GG, wonach Ehe und Familie unter den „besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“ gestellt sind.

2. Unter diesem Gesichtspunkt verdient es Zustimmung, daß auch das Recht der Eheschließung und der Ehescheidung einer Überprüfung unterzogen und einer Neuordnung zugeführt werden soll. Einer Bestätigung der Regelungen des „Ehegesetzes“ von 1938/1946 – in der Form, daß das Meiste nunmehr eine Verankerung innerhalb des 4. Buches des BGB finden soll – muß jedoch widerraten werden, zumal dann keine Hoffnung auf baldige Reform mehr bestünde. Außerdem ist bei umfassender Neuordnung des Eherechts gemäß Art. 26 des Reichskonkordats von 1933 auch der Hl. Stuhl zu beteiligen.

3. Ganz allgemein wird es für unrichtig erachtet, das gesamte Recht der Ehe und Familie erneut innerhalb des BGB zu kodifizieren. Im Gegenteil erscheint es angesichts der besonderen Bedeutung der erwähnten Institute und wegen des Sonderrechtscharakters der in Frage kommenden Materien – die nicht „bürgerliches Recht“, sondern „Sozialrecht“ darstellen – angezeigt, ein außerhalb des BGB stehendes, besonderes „Bundesgesetz über Ehe und Familie“ zu erlassen.

In dieses Bundesgesetz könnte auch das zu reformierende eheliche Güterrecht sowie das nach Art. 6 Abs. V GG ebenfalls neuzugestaltende Recht des unehelichen Kindes aufgenommen werden.

4. Das gegen Art. 4 GG verstoßende Prinzip der obligatorischen Zivilehe ist durch den Grundsatz der freien Auswahl der Eheschließungsform – kirchliche oder staatliche Eheschließung – zu

1) Veröffentlicht in „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“ Bd. 109, S. 326 ff.

2) G. Reidick. Die rechtliche Stufung der Ehe. Loseblattlexikon „Die Kirche in der Welt“, V. Jg. 1952, 263–274.

ersetzen. Eine verständige Kombination der staatlichen Ordnungsinteressen und der religiös-kirchlichen Anliegen ist im Anschluß an ausländische Vorbilder leicht erreichbar („Ehefähigkeitszeugnis“ des Standesbeamten für den Fall, daß mit kirchlicher Eheschließung auch zivile Ehwirkung erstrebt wird – Registrierung aller Ehen beim Standesamt).

5. Im Bereich des zivilen Ehescheidungsrechts – das, solange vorhanden, auch den Katholiken angeht, – ist der „Zerrüttungsgrundsatz“ (insbesondere die sogenannte Heimtrennungsklage und der demoralisierende Scheidungsanspruch wegen schuldloser schwerer Erkrankung) wieder zu beseitigen. Die grundsätzliche Zulassung der Wiederheirat des schuldig geschiedenen Ehegatten – insbesondere des Ehebrechers – ist abzulehnen.

Wie im BGB von 1896 ist die Klage auf „bloße Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft“ wieder einzuführen.

Das künftige Gesetz muß die grundsätzliche Unscheidbarkeit der gültig geschlossenen Ehe zum Ausdruck bringen. Ferner ist die Einführung von Scheidungssperrfristen (insbesondere zum Schutz junger Ehen) empfehlenswert.

6. Die „Gleichstellung“ der schuldlos geschiedenen Frau dahin, daß sie – ebenso wie der schuldlos geschiedene Ehemann – prinzipiell keinen Unterhaltsanspruch mehr besitzen soll, ist abzulehnen. Im Gegenteil ist dieser Unterhaltsanspruch der schuldlos geschiedenen Frau gegenüber dem geltenden Recht (um der Ehe und Familie willen) erheblich zu verstärken (insbesondere im Sinne eines Vorrangs der schuldlos geschiedenen ersten Ehefrau gegenüber der zweiten Frau des Mannes – was dann auch beamtenversorgungsrechtliche Auswirkungen haben müßte; außerdem ist ein Verbot der Wiederheirat des schuldig Geschiedenen vor Sicherstellung der Unterhaltsansprüche der erstehelichen Familie einzuführen).

7. Die Festhaltung von Ordnungsnormen über Letztentscheidungsfunktion und -verantwortung für Ehe und Familie ist existentiell notwendig; sie finden ihre Grundlage im Naturrecht und in der christlichen Lehre (die insbesondere in der Enzyklika „Casti Connubii“ vom 31. 12. 1930 niedergelegt ist, wo insoweit vom „Grundgesetz“ der Ehe und Familie gesprochen wird). Eine Anpassung des geltenden Rechts im Sinne einer Betonung der gleichen personalen Würde der Frau und Mutter – neben der rechtlichen Autorität des Mannes und Vaters – ist erforderlich.

Da die Ehe stets dazu bestimmt ist, sich zur Familie zur erweitern, erscheint es richtig, gemeinsame Ordnungsnormen für Ehe und Familie zu erlassen und damit das atomisierende Trennungdenken des BGB zu überwinden.

8. Zu diesen „gemeinschaftlichen Ordnungsnormen“ für Ehe und Familie gehört auch eine Bestimmung, die (ähnlich wie das geltende Recht) das Wirken der Frau in Ehe und Familie als ihre Primäraufgabe anerkennt und die Ehefrau im Sinne dieser Funktion verpflichtet.

9. Eine aus Art. 3 Abs. II GG hergeleitete gleich starke Unterhaltspflicht der Gatten und der Eltern begegnet erheblichen Bedenken. Auch das künftige Gesetz muß deutlich machen, daß es die Primäraufgabe des Mannes und Vaters ist, durch Erwerbstätigkeit den Familienunterhalt zu beschaffen.

10. Im ehelichen Güterrecht ist die Position der Ehefrau dadurch zu verstärken, daß ihr ein realer Anteil an der Errungenschaft des Mannes zuerkannt wird. Überhaupt erscheint die Einführung der realen Errungenschaftsgemeinschaft als gesetzlicher Güterstand sehr viel empfehlenswerter als die vielerörterte totale Gütertrennung (letztere kombiniert mit bloß schuldrechtlichen Zugewinn-Ausgleichsansprüchen auf eine Geldsumme für den Zeitpunkt der Eheauflösung durch Tod oder durch Scheidungsurteil). Totale Gütertrennung als gesetzlicher Güterstand ist dem Charakter der Ehe als einer Gemeinschaft nicht konform. Statt des individualisierenden Grundsatzes getrennter Verwaltung des beiderseitigen Vermögens ist der Gedanke der Vermögensbindung im Hinblick auf Ehe und Familie zu betonen, insbesondere soweit etwa der Hausrat, das Familienwohngrundstück u. ä. in Betracht kommen. Ehezeitlicher Erwerb sollte sogleich beiden Gatten gehören.

Änderungen des gesetzlichen Erbrechts – insbesondere eine Einschränkung der Testierfreiheit – sind ebenfalls vonnöten.

11. Generell dürfte es verfehlt sein, (wie vielfach vorgeschlagen) die im geltenden Recht vorhandenen funktionell bedingten Vorzugsstellungen der Frau und Mutter im Sinne einer Gleichscheidung zu beseitigen (neben schon Erwähntem: die einseitige Schlüsselgewalt der Ehefrau, den Aussteueranspruch der Tochter usw.)

12. Das autoritär-staatliche „Staatsanfechtungsrecht“ (§ 1595 a BGB) ist zu beseitigen.

13. Besonders gründliche Behandlung erfordern erneut die Probleme im Zusammenhang des Gesetzes über die religiöse Kindererziehung vom 15. 7. 1921. Insbesondere müssen Verträge über die religiöse Kindererziehung mit bindender Kraft ausgestattet werden.

14. Bisher kaum erörterte Probleme wie die Abänderung des Höferechts, die „Gleichberechtigung“ im Verhältnis des unehelichen Erzeugers und der unehelichen Kindesmutter,

Änderungen des deutschen internationalen Privatrechts, des Staatsangehörigkeitsrechts, aber auch die vielfach debattierte Anpassung des Beamten- und Arbeitsrechts an Art. 3 II GG, machen deutlich, daß die Neuordnung bis zum 31. 3. 1953 nicht abgeschlossen werden kann.

15. Grundsätzlichen Charakter hat auch die Frage, ob die sog. Alt-Ehen kraft Gesetzes – ohne Befragung beider Ehegatten – in einen neuen Rechtszustand überführt werden dürfen. Da diese Alt-Ehen vertraglich begründet worden sind, geht es nicht an, den Inhalt alter Eheschließungsverträge von Staats wegen zu verändern – zumindest nicht im personenrechtlichen Bereich, während die Änderung des Ehegüterrechts zugunsten der Ehefrau auch in diesen Fällen unter dem Gesichtspunkt der Wiedergutmachung billigenwert erschiene³⁾.

Wilhelm Laforet

7. Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Die Arbeitsgemeinschaft der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Sektion tagte am Montag, 6. Oktober, und Dienstag, 7. Oktober, jeweils drei und eine halbe Stunde. Das referierte und diskutierte Thema erwies sich – wie vorauszusehen war – als unerschöpflich. Die Teilnehmer des Arbeitskreises – an beiden Tagen jeweils 20 Personen, wenn auch wechselnd –, erhielten aus den umfassend angelegten Referaten und der sehr lebhaft geführten Diskussion einen sehr eingehenden Einblick in die Eigentumsproblematik der modernen Wirtschaft und Gesellschaft.

Die beiden Referenten stellten folgende kurze Übersicht ihrer Darlegungen zur Verfügung.

Hans Bayer (Innsbruck): Moderne Formen und Funktionen des Eigentums.

Ohne Eigentum ist Wirtschaft unmöglich. Die Problematik des Eigentums liegt in dem Wandel seiner Formen und Funktionen. Es steht in engster Wechselwirkung mit den Veränderungen in der Wirtschaft. Die Erfassung dieser Zusammenhänge wird durch die parallele Entwicklung der modernen Wirtschafts- und Rechtslehre im Sinne einer dynamischen Theorie methodologisch erleichtert. Gemäß der komparativen Statik können typische Formen des Eigentums einander gegenübergestellt werden. Deren Bildungsgesetze lassen sich durch die Theorien der Wirtschaftsdynamik erfassen.

Über das Ergebnis der Untersuchungen können nur einige kurze Hinweise gebracht werden. Das Einheitseigentum explodiert sozusagen in einzelne Teile und wird zum Summeneigentum. Es vollzieht sich eine Trennung von Eigentum und Unternehmerfunktion. Während das Einheitseigentum in der Regel als Existenzgrundlage diente, wird das Summeneigentum Träger von Machtstellungen, die mehr und mehr erstarren und sich zu Klassenposition verfestigen können. Die sog. Demokratisierung des Eigentums ist bisher nicht von Bedeutung hinsichtlich der Machtstellungen in der Wirtschaft. Die Auswirkungen des relativ schrankenlosen Eigentums, die keineswegs Wirtschaftsfreiheit bedeuten, führen zu dessen Einschränkung von wirtschafts- und sozialpolitischen Gesichtspunkten aus. Da diese Maßnahmen in der Regel bloß interventionistisch erfolgen, hemmen sie zwar die Funktion des Eigentums, erreichen aber nicht dessen Ordnung. Damit im Zusammenhang steht das Vordringen des sog. Gemeineigentums.

Fassen wir den Einfluß des Wandels der Formen und Funktionen des Eigentums vom Gesichtspunkt der teleologischen Problemstellung ins Auge, müssen wir feststellen, daß gewisse Wandlungen parallel zu den inneren Störungen der Wirtschaft stattfinden und vom Wirtschaftsziel wegführen. Andere Wandlungen zeigen jedoch im Gegensatz dazu Konträrwirkungen. Will man das Wirtschaftsziel erreichen, müßte man diese neuen Formen des Eigentums stützen.

Erst dann, wenn die Konträrwirkungen des Wandels der Eigentumsformen im Rahmen einer Gesamtgestaltung der Wirtschaftspolitik in den Dienst der ersten Wirtschaftsziele gestellt werden, erst dann wird die Einschränkung des Eigentums sinnvoll und gleichzeitig die Gefahr einer Untergrabung der Funktion des Eigentums vermieden.

Eingeschränktes Eigentum wird so zum geordneten, persönlichen Eigentum.

Werner Schöllgen (Bonn): Die Verantwortung des Eigentümers und für den Eigentümer.

Die katholische Sozialethik muß sich auseinandersetzen: einerseits mit dem geschichtlichen Wandel der Eigentumsformen, sodann mit jenem grundsätzlichen Mißtrauen, das unter dem Einfluß des Sozialis-

³⁾ Vgl. Hermann Conrad, Eine Arbeitsgemeinschaft der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Sektion der Görres-Gesellschaft zur Familienrechtsreform, Juristenzeitung 1952, 732.

mus jeden Besitz mit einem moralischen Alibi belastet. Die biblische Welt hat ein solches Mißtrauen nicht gekannt, am wenigsten das Alte Testament. Der Mißbrauch des Eigentums wird verworfen, dieses selber als Institution geschützt. Die theologischen Aussagen wollen dabei keine konkreten Rezepte für alle Zeiten bieten. Jeder Utopismus fordert Unmögliches und Unsinniges: nur formal quantitative, aber keine materialen Extrapolierungen sind möglich.

Für beide Teile des Themas muß klar unterschieden werden zwischen den Verhältnissen der modernen arbeitsteiligen Industriegesellschaft, die von den geldtheoretischen Auffassungen des Aristoteles und des Mittelalters her nicht zu erfassen sind, und den früheren Wirtschafts- und Lebensformen. Mit seinem Zinsverbot setzt z. B. das NT die Beziehungen einer einfachen Nachbarschaftsethik voraus. Thomas von Aquin kennt neben der Funktion des Geldes im Tauschverkehr keinen wesentlichen „usus secundarius“. Heute stehen wir vor völlig neuen Fragen: des Eigentums an Produktionsmitteln; einer Verknappung von Grund und Boden, die Enteignung und Bodenreform nötig macht; es gibt den neuen Begriff des geistigen Eigentums und die Möglichkeiten seines Mißbrauchs; Giralgeld und Börsengeschäfte prägen den heutigen Geschäftsstil; es gibt den Unterschied von freier Marktwirtschaft und zentral gelenkter Verwaltungswirtschaft usw.

Den Schutz des Eigentums kann die Moral nicht mehr ausreichend mit Hilfe der Interpretation gewisser Gesetze als Pönal-Gesetze leisten, die früher die Möglichkeit gab, Übergriffe geldhungriger Fürsten abzuschwächen. Die Moral muß die Daten und Begriffe der Nationalökonomie aufnehmen und mit ihrer Hilfe etwa die Fragen von Steuermoral und Steuergerechtigkeit im einzelnen durcharbeiten.

Die personalistischen Anliegen der Moral im Verantwortungsbereich des Eigentums kann schließlich der juristische Eigentumsbegriff nicht genügend verdeutlichen; sie muß diesen erweitern im Sinne der Soziologie, die im Eigentum eine Erweiterung der Ich-Sphäre (Vierkandt) feststellt oder im Sinne der Existenzphilosophie von Karl Jaspers, der Eigentum definiert als „Daseinsraum der Existenz“.

Bernhard Pfister

8. Sektion für Kunstwissenschaften. Abteilung für Kunstgeschichte

Der ursprünglich vorgesehene Vortrag von Custos Dr. Hermann Schnitzler (Köln) über „Spätantike Voraussetzungen karolingischer Kreuzigungsdarstellungen“ mußte leider ausfallen. Dafür sprach

Professor Dr. Heinrich Lützel (Bonn) über „Prolegomena zu einer Geschichte der religiösen Kunst“. Der Vortrag ist inzwischen in der Zeitschrift „Saeculum“, Jahrgang 3, Heft 2, Seite 277 bis 318 erschienen.

Alfred A. Schmid (Freiburg/Schweiz): Neugefundene früh- und hochmittelalterliche Wandmalereien der Schweiz.

In den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren wurden in der Schweiz bedeutendere Reste mittelalterlicher Wandmalereien aufgedeckt, welche die Kunstgeschichte des frühen und hohen Mittelalters nicht unwesentlich bereichern, bisher aber noch nicht oder nur unzureichend veröffentlicht wurden.

Ein Freskenfund im Portalraum des Westwerks der Abteikirche von Payerne (1949) stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist eine willkommene Ergänzung zu den bisher wenigen bekannten Monumentalmalereien aus dem engeren Umkreis von Cluny (Berzé-la-Ville, Tournus); er zeigt ein apokalyptisches Programm – zweimal den thronenden Christus, umgeben einerseits von Maria, dem Täufer und den Aposteln, andererseits von den 24 Alten und einer Gerichtsdarstellung. – Die wohl im frühen 12. Jahrhundert erbaute Schloßkirche von Spiez weist im Chor ebenfalls eine (1950 restaurierte) Ausmalung eschatologischen Themas auf: Die Maiestas, Christus in einer von Engeln getragenen Mandorla, Apostel und Propheten. Im Unterschied zu den klassifizierenden Fresken von Payerne befinden sich die Malereien von Spiez auf dem Wege zur Hochromanik. – Die Wandmalereien der Kapelle von Degenau (bei Bischofszell, Thurgau (1945 aufgedeckt), stehen in Abhängigkeit von der Kunst der Reichenau; ihre nächsten Verwandten sind wohl im Apsisfresko von Reichenau-Niederzell zu suchen. Relativ gut erhalten ist der Zyklus im Chor mit der Schlüsselübergabe im Beisein der Apostel und, in der Leibung des östlichen Chorfensterchens, dem Opfer Kains und Abels. – Von größter Wichtigkeit sind die zu den bisher bekannten (1909 ins Schweizerische Landesmuseum überführten) Malereien von St. Johann in Müstair (Graubünden) seit 1947 neu hinzugefundenen umfangreichen Teile der karolingischen Kirchenausmalung. Die Längswände der Saalkirche weisen einen christologischen Zyklus auf, die Westwand trägt ein Jüngstes Gericht, während in den drei Apsiden der Ostseite Maiestas, Schlüssel- und Evangelienübergabe an die Apostelfürsten und eine symbolische Darstellung mit clipei in Kreuzform nebst Szenen aus dem Leben der Kirchenpatrone (Johannes d. T., Peter und Paul und Stefanus) Platz fanden.

Die Malereien sind stellenweise erstaunlich gut erhalten; ikonographisch wie stilistisch knüpfen sie an die Spätantike an und geben sich damit als ein einzigartiges Dokument der sogenannten karolingischen Renaissance zu erkennen.

Heinrich Lützel

Abteilung für Literaturgeschichte

Die der literarhistorischen Sektion zugebilligten zwei Vorträge waren in ihren Themen so ausgewählt, daß darin Probleme und Aufgaben zur Sprache kamen, die gerade unsere Gesellschaft angehen. Es sollte gezeigt werden, in welcher Richtung die literaturwissenschaftliche Arbeit der Gesellschaft betrieben werden könnte. Es hat sich in unserer Arbeit zu erweisen, ob wir im Gesamtgebiet der deutschen und europäischen Wissenschaft ein besonderes Anliegen zu vertreten haben. So wichtig die Generalversammlungen als Ausdruck der dem christlichen Wissenschaftsgedanken innewohnenden Kraft sind, als augenfällige Darstellung unseres Vorhandenseins in einer säkularisierten Welt, so sehr müssen sie darüber hinaus versuchen, in den Vorträgen neue Problemstellungen und Aufgabenbereiche aus den besonderen Möglichkeiten gerade unserer Gesellschaft heraus vorzulegen und in den Aussprachen zu klären.

Der Vortrag über mittelalterliche Scholastik in deutscher Sprache sollte auf ein neues Aufgabengebiet der mittelalterlichen Philologie aufmerksam machen. Durch die Handschriftenaufnahmen der früheren Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin ist immer mehr Material einer deutschsprachigen Scholastik, seien es Übersetzungen lateinischer Werke oder ursprünglich deutsche Texte, bekannt geworden. Für die Kenntnis der geistigen Vorgänge des späteren Mittelalters, der Geschichte einer deutschsprachigen theologisch-philosophischen Terminologie, der wissenschaftlichen und religiösen Sprache überhaupt, ist die Erforschung dieses weiten Feldes überaus wichtig.

Wolfgang Stammer (Freiburg/Schweiz): Mittelalterliche Scholastik in deutscher Sprache.

Während in der Theologie, besonders durch die Forschungen Martin Grabmanns und Clemens Baeumkers, das Ideengut der Scholastik in das rechte Licht gehoben wurde, verharrt die Philologie auf weiten Strecken noch bei der einseitigen Überbetonung der Mystik. Beide Geistesströmungen sind aber für das Frömmigkeitsbild, die Sprache und Literatur des hohen und späten Mittelalters von weittragender Bedeutung. Dabei wird häufig übersehen, daß die Mystik auf den Schultern der Scholastik steht und das späte Mittelalter oft mystische und scholastische Abhandlungen nebeneinander stellt.

Bei den bis zum 14. Jh. handschriftlich vorliegenden Texten ist zu unterscheiden zwischen Übersetzungen und Originalschriften.

Anselm von Canterbury wird teilweise schon im 13. Jh. in bayerische Verse gegossen („Gespräch zwischen Anselm und Maria“). Ebenso findet Hugos von St. Victor Auslegung der Augustiner-Regel im gleichen Jh. einen alemannischen Übersetzer. Die Schriften des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino reizen trotz der Schwierigkeiten der einzelnen Themen mehrere Übersetzer. Ebenso finden die Predigten und Gebete des hl. Thomas Verehrer, die sich an ihnen in ihrer Muttersprache erbauen wollen. Die Mitstreiter und Nachfolger der großen Geister scholastischen Denkens werden nicht weniger beachtet. So wurden die Schriften Hugo Ripelins, Heinrichs von Friemar, Gallus von Königssaal, Gerhards van Vliederhoven, um nur einige zu nennen, vielfach übersetzt und verbreitet. Zunächst wirken natürlich die lateinischen Werke sehr bestimmend auf die deutsche Scholastik ein.

Ihnen steht aber eine zahlenmäßig stärkere Menge von originalen Schriftdenkmälern gegenüber. Viele wurden bisher als „mystisch“ bezeichnet. Doch zeigt sich bei näherer Betrachtung eine scholastische Abhandlung: Logisch gegliedert, mit Quästionen, Distinktionen und Sentenzen.

Neben einigen kleineren Kreisen lassen sich im deutschen Sprachraum deutlich zwei Zentren ablesen: Prag und Wien. In Böhmen lehrte der Magister Heinrich von St. Gallen und schrieb eine „Passion Christi“, der Prager Leutpriester Martin von Amberg hielt den Gläubigen seinen „Gewissensspiegel“ vor Augen. Beide Autoren fanden weite Verbreitung, wie die zahlreichen Handschriften beweisen. Auch in Wien befruchtete die Verbindung von Hof und Universität den Klerus zu deutschen Schriften. Hier sind es besonders die Predigten des Karmeliter Friedrich, die Anleitungen des Heinrich von Lan-

genstein und die Traktate des Nikolaus von Dinkelsbühl. Die Förderer der Bildung also, Gelehrte von hohem Rang, verschmähten nicht, in deutscher Sprache zu predigen und zu schreiben.

Aus allen Übertragungen und Neuschöpfungen ergeben sich wesentliche Erkenntnisse für die Entwicklung der deutschen Sprache. Das gilt schon allein für den Wortschatz. Die These, daß die Mystik die Schöpferin einer deutschen Philosophiesprache gewesen sei, läßt sich nicht mehr halten. Die Neigung zu Abstraktbildungen in Predigt und Traktat ist schon im 12. Jh. vorhanden. Die Untersuchungen an den Handschriften zeigen deutlich, daß die Spiritualisierung des deutschen Wortschatzes weit früher einsetzt, als man bisher annahm. Das Bild der deutschen Prosa verschiebt sich also durch die Aufdeckung einer reichen scholastischen Literatur seit dem 13. Jh. Nicht nur die Mystik, sondern vor ihr und neben ihr die Scholastik haben ein deutsches religiöses Schrifttum geschaffen, das seine Strahlen in das gesamte Geistesleben sandte.

In dem zweiten Vortrag „Dichtung als Wirklichkeit“ (der Vortrag wird im vollen Wortlaut wiedergegeben, siehe Seite 23) wird versucht, die Betrachtung von Dichtung über das Ästhetische und Historische hinaus ins Seinsmäßige zu erweitern. Dichtung wird gesehen als Wirklichkeit im menschlichen Raum. Dichtung ist auf den Menschen bezogen; Begegnung mit der Dichtung ist Begegnung des Menschen mit sich selbst. Das zwingt zu einer Betrachtung der Dichtung vom Menschlichen in seiner Grundverfassung und dem jeweils zeitlich und örtlich Gegebenen her. Das zwingt weiter zu einer Abgrenzung des dichterischen Wortes vom Worte der Offenbarung, der dichterischen Seins- und Menschendeutung von der in der Offenbarung vorhandenen und zu einer Entscheidung gegenüber der dichterischen Gestalt. Damit ist die schwierige Frage der dichterischen Wahrheit als der sich im schöpferischen Vorgang kundtuenden Wahrheit in der Schönheit der Gestalt gegeben, und damit auch die Frage nach dem Rang dieser Wahrheit gegenüber der der Offenbarung und nach der Berechtigung der Kritik an der dichterischen Idee.

In der anschließenden Aussprache wurde deutlich, welche Schwierigkeiten in der Beantwortung der angedeuteten Fragen noch zu überwinden sind. Es wurde beschlossen, auf der nächsten Generalversammlung eine der Grundfragen dieses Vortrages (entweder das Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit oder zur Wahrheit) zum Gegenstand der Besprechung in allen Abteilungen der kunstwissenschaftlichen Sektion zu machen. An Kurzreferate, die aus möglichst vielen Sachgebieten kommen müßten, soll sich eine gründliche Aussprache schließen, in der das allgemeine Problem im Einzelfall geprüft und erwogen wird.

Hermann Kunisch

Abteilung für Musikwissenschaft

Von den beiden Vorträgen der Abteilung Musikwissenschaft wurde der Vortrag von Msgr. Professor Higiní Anglés, Rom-Barcelona, „Die moderne Musikwissenschaft und die katholische Kultur“ im Rahmen der öffentlichen Vorträge der Generalversammlung gehalten (siehe Seite 14). In der Sektionssitzung sprach Dr. Georg Toussaint, Mainz, über „Neue Forschungsergebnisse zur Figurenlehre des 16. und 17. Jahrhunderts“, die er im Anschluß an die Arbeiten von Arnold Schmitz gewinnen konnte. – Das in Verbindung mit der Musikwissenschaftlichen Kommission des Allgemeinen Cäcilienvereins herausgegebene Kirchenmusikalische Jahrbuch, 35. Jahrgang 1951, konnte vorgelegt werden mit der Mitteilung, daß der 36. Jahrgang Anfang 1953 erscheinen wird.

Karl Gustav Fellerer

Georg Toussaint (Mainz): Neue Forschungsergebnisse zur Figurenlehre des 16. bis 18. Jahrhunderts.

Der neue Stand der Erforschung der Figurenlehre des 16.–18. Jhs. hat seinen Niederschlag gefunden in den Arbeiten von Arnold Schmitz: „Die Bildlichkeit der wortgebundenen Musik J. S. Bachs“, Mainz 1950, „Die oratorische Kunst J. S. Bachs“, Kongreßbericht der Ges. für Musikforschung, Lüneburg 1950 und „Die Figurenlehre in den theoretischen Werken Johann Gottfried Walthers“, Archiv für Musikforschung, Heft 2, 1952, sowie den Dissertationen seiner Schüler: Georg Toussaint, „Die Anwen-

„dung der musikalisch-rhetorischen Figuren in den Werken von Heinrich Schütz“, Mainz 1949 und Günther Massenkeil, „Die oratorische Kunst in den lateinischen Historien und Oratorien Giacomo Carissimis“, Mainz 1952. Dieser Stand ist in Umrissen bezeichnet durch genauere Kenntnis der Einzelfiguren in den alten Kompositionslehren, durch eine genauere Unterscheidung verwandter Figuren, z. B. Anabasis – Katabasis – Tirata, durch eine genauere Methode des Ansprechens dieser Figuren im musikalischen Kunstwerk, durch kritische Vorsicht bei der Ausdeutung des Wortsinns mit Hilfe der Figuren, besonders in den Fällen, in denen die Figuren den Ausdruck der Bildlichkeit erstreben. Grundsatz ist hier: der Name der Figur bezeichnet den Ort der Bildlichkeit. Bei der Analyse der Meisterwerke im Hinblick auf das Wort-Ton-Verhältnis führt die neue Interpretation mit Hilfe der Figuren in die poetische, bei geistlicher Musik sogar in die theologische Tiefe der Wortausdeutung.

9. Sektion für Volkskunde

Georg Schreiber (Münster): Neue Aufgaben volkskundlicher Forschung.

1. Neuerdings (noch auf dem Volkskundetag in Passau 1952) hat man als Forschungsaufgabe ange-regt, die Volkskunde zu einer europäischen Volkskunde zu erweitern. Es kann fruchtbar sein, diese Motive verstärkt herauszustellen. In Wirklichkeit ist es bereits seit Jahren geschehen. Es sei nur an die Untersuchungen über Kultwanderungen und Wallfahrtskunde erinnert, die sich verstärkt abzeichneten. 2. Einen weiteren großen Fragenbereich bildet die Herausarbeitung der byzantinisch-levantinischen Einflüsse. Das Motiv „Licht vom Osten“ gilt auch für volkskundliche Zusammenhänge. Man nehme nur manches, was die Festschrift für Franz Dölger (1951) hier erarbeitete. 3. Das Thema „Recht und Frömmigkeit“ mag einer eindringlicheren Behandlung empfohlen sein. Die Frömmigkeit drängt immer wieder in die Rechtsbildung. Orden und Bruderschaften, Stiftungswillen und Votivgaben wollen hier genannt sein. Auch Rechtsattribute sind hier zu beachten wie bei jenem Fridolin, der ein Totenge-rippe mit sich führt. 4. Die Christianisierung des Germanentums darf nicht bloß von der Chlodwig-Taufe und ihrer Wiederholung bei den deutschen Stämmen gesehen werden. Für den Volkskundler ist ungemein bedeutungsvoll die Christianisierung der Berge, der Haine, der Quellen, der Felsen, ebenso der Nacht, die nunmehr als kultische Nacht heraufgeführt wird. Dazu tritt die weitausgreifende Chri-stianisierung der Berufsstände, die zur Ausprägung und Festigung des Berufsethos beitrug. (Cosmas und Damian als Ärztepatrone usw.). 5. Der Begriff der Volksheiligen ist vertieft herauszuarbeiten. Die Einwirkungen dieser Martyrer und Nichtmartyrer vollziehen sich ja nicht bloß in sakralen Räumen und Zeiten. Darüber hinaus wird das berufliche, wirtschaftliche und öffentliche Leben ganz umfassend er-griffen. Soeben ist in der geradezu vorbildlichen Jubiläumsschrift für Würzburg „Herbipolis Jubilans“ (1952) die Rechtsgeschichte und Volkskunde der Kiliansverehrung eindringlich und sehr umfassend herausgearbeitet, was die Handelsgeschäfte und den Markt, was den Geleits- und Rechtsschutz, was aber ebenso das Brauchtum (Kiliansbraten, -kranz, -tanz, -geld, Almosen, Rechtstermine, Handwerker- und Krankenpatron) betrifft. Dazu treten die Kiliansbruderschaften, ebenso die Symbole (Siegel, Banner, Glocken, Münzen). 6. Eine besondere Arbeitsaufgabe bezeichnet die iroschottischen und angelsächsi-schen Missionare in Deutschland und ihre kultische Nachwirkung im deutschen Raum (Patrizius, Bri-gida, Columban, Brandan, Gallus, Kilian, Bonifatius, Willibald, Walburga, Ursula, Oswald usw.). 7. Ein großes und umfassendes neues Forschungsgebiet ist das Thema „Gott im Bergwerk“. Die Ein-gänge von Zechen und Stollen sind weithin mit der Dreifaltigkeit, mit Christus, mit Maria, aber auch mit den verschiedensten Heiligen (Daniel, Barbara, Wasser-, Feuer-, Metallheilige usw.) besetzt. Es wird in der nächsten Zeit versucht, diese Forschungen zunächst für den alpinen Raum schärfer heraus-zuarbeiten.

Joseph M. Ritz (München): Bayerische Volkskunde in Vergangenheit und Gegenwart.

Die Volkskunde als selbständige Wissenschaft ist ein Ergebnis des letzten Jahrhunderts; Volkskunde als Forschungszweig oder volkskundliche Sicht in der geschichtlichen und geographischen Wissenschaft erscheint mit dem Ausgang des Mittelalters und zwar in den Schriften des Humanismus. Sein Ratio-nalismus ermöglicht eine erkenntnismäßige Sicht auf das Volkhafte. Neben Konrad Celtis ist vor allem zu nennen Johannes Böhm aus Aub, der ebenso wie sein Nachfolger und Nachahmer Sebastian Frank bereits eine Darstellung des bäuerlichen Jahreslaufes gibt. Kaspar Bruschius und der bayerische Huma-nist Johannes Aventinus wären weiter anzuführen. Die Barockzeit war selbst viel zu stark volkhaft, als daß sie die humanistische Tendenz fortgesetzt hätte. Quellenschriften bilden indes die katholische Pre-digtliteratur und die literarischen Arbeiten der evangelischen Geistlichkeit zur Bekämpfung des Aber-glaubens, wobei die ersten Aberglauben-Lexika entstanden. Die Geistlichkeit der Aufklärung war einer

kritisch wissenschaftlichen Einstellung zum Volkskundlichen, wenn auch zum Teil aus negativen Wollen günstig. Die überaus reiche literarische Tätigkeit des bedeutenden bayerischen Historikers L. Westenrieder ist dafür ein hervorragendes Zeugnis. Mit der Romantik entsteht dann eine der Volkskunde durchaus günstige Geisteshaltung. Der bayerische Hauptvertreter Johann Andreas Schmeller bedeutete für den Süden etwa dasselbe wie die Gebrüder Grimm im Norden. Der Förderer Schmellers war König Ludwig I. Dessen Sohn und Nachfolger Max II. war der Wissenschaft ganz besonders zugetan. Unter seiner Regierung hat Wilhelm Heinrich Riehl, der erste große Volkskundler, im übrigen ein universaler Mann, an der Münchner Universität gewirkt und 1858 den richtunggebenden Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“ gehalten. Im späteren 19. Jahrhundert haben dann die Vereine sich der volkskundlichen Forschung besonders angenommen, u. a. der Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde (heute Landesverein für Heimatpflege) 1902 gegründet. Mit ihm in Verbindung waren eine Reihe bedeutender Forscher, wie der Tölzer Arzt Max Höfler (Volksmedizin), der Geograph Richard Andree und dessen Frau Marie Andree-Eysn (Wallfahrts- und Motivwesen). Aus dem Verein gingen hervor: Friedrich von der Leyen und Adolf Spamer, deren akademische Wirksamkeit hauptsächlich in Köln bzw. Berlin stattfand. Hochschulprofessor Hans Karlinger hat nach dem Vorauszgang des Architekten Franz Zell in München eine Schule der Volkskunstforschung gegründet, die hier neben der Bauernhofforschung (Rudolf Hoferer) und dem Volksreligiösen (Rudolf Kriß) heute eine besondere Heimstätte hat. Zusammenfassung aller volkskundlichen Bestrebungen ist die Landesstelle für Volkskunde. Volkskundliche Vorlesungen werden an allen drei Landesuniversitäten gehalten.

10. Sektion für Naturwissenschaften und Technik

Im Wechsel der verschiedenen naturwissenschaftlichen Teilgebiete kam in diesem Jahr die biologische Seite zu Wort. Berücksichtigt war auch die Medizin, die nicht in einer eigenen Sektion vertreten ist, so daß sich die Sektionen für Psychologie und für Naturwissenschaften ihrer Anliegen annehmen. Professor Freiherr von Gebattel (Würzburg) sprach in einem Hauptvortrag über „Wesen und Sinn der Krankheit“. In den Berichten der beiden Sitzungen unserer Sektion für Naturwissenschaften und Technik standen Evolution und Mutation im Vordergrund. Es wurden die folgenden 4 Vorträge gehalten.

Josef Kälin (Freiburg/Schweiz): Allgemeine Ergebnisse und Probleme der stammesgeschichtlichen Forschung.

Die große Aktualität, welche die Evolutionsforschung in den letzten Jahren gewonnen hat, beruht zum Teil auf Resultaten, die geeignet sind, unsere Auffassung vom Wesen des organismischen Lebens in hohem Maße zu beeinflussen. Dabei sind vor allem maßgebend: 1. Die Analyse der sogenannten Mikroevolution, insbesondere bei der Rassenbildung; 2. die Abgrenzung methodologischer Prinzipien der vergleichenden Morphologie; 3. die Auswertung neuer paläontologischer Funde; 4. die Erweiterung unserer Kenntnisse über Ablauformen, ontogenetische Modi, qualitative Kategorien, Tempoverhältnisse und sogenannte „Gesetzmäßigkeiten“ der Evolution; 5. die Analyse der Ontogenese durch die Entwicklungsphysiologie.

Paläontologische Dokumente und Mikroevolution bilden die tragenden Pfeiler der Deszendenztheorie. Diese ist wenigstens in ihrer allgemeinen Form zum festen Bestand unserer wissenschaftlichen Anschauungen geworden. Aber unsere Auffassung vom Werden der Organismen hat sich soweit gewandelt, daß für ein generelles Bild der Evolution die Bezeichnung „Stammbaum“ nicht mehr zutreffend ist. Die intraspezifische Evolution, deren Gegenstand nie einzelne Individuen, sondern nur Populationen sein können, führt zu neuen Fortpflanzungsgemeinschaften, welche, zunächst in kontinuierlichem genetischen Zusammenhang stehend, zu neuen Arten werden können. Es handelt sich vor allem um die geographischen Rassen der polytypischen Spezies. Aus praktischen Gründen stehen heute unterschiedliche Speziesbegriffe in Anwendung, von denen die „genetische Spezies“ im Sinne der Populationsforschung eine zentrale Bedeutung gewonnen hat. Es handelt sich hier um den Begriff der „horizontalen Arten“. Die sogenannten „vertikalen Arten“, entsprechend dem morphologisch-phyletischen Speziesbegriff der Paläontologie, sind rein nominalistisch. Die Ablauform der rektilinearen Evolution („Orthogenese“) entspricht nicht jenem starren Schema, als welches sie früher hingestellt wurde. Die strenge Formel des sogenannten Irreversibilitäts-„Gesetzes“ ist heute überwunden, und damit ist auch die Bedeutung der „Spezialisationskreuzungen“ für die Forschung eingeschränkt worden. Die rektilineare Evolution einzelner Organe kann zwar durch erblich fixierte Wachstumsgradienten und Selektionsprozesse pro parte erklärt werden, aber die ganzheitlichen Umkonstruktionen in der Stammesgeschichte sind nicht restlos

durch ad hoc gegebene Faktoren der Mikroevolution oder Einflüsse der Außenwelt im Sinne lamarckistischer Gedankengänge erklärbar. Die Phylogenese ist (im Gegensatz zu dem heute überwundenen „biogenetischen Grundgesetz“) die Summe der aufeinanderfolgenden Ontogenesen. Die Reihenfolge ontogenetischer Stadien erlaubt keinen direkten Schluß auf ihr historisches Alter.

Zwar zeigen Populationsforschung und Paläobiologie, daß Umweltfaktoren für die Aktualisierung, die Intensivierung und die Richtung der Stammesgeschichte eine große Rolle spielen, aber dennoch liegt die *causa efficiens principalis* der Makroevolution in der organismischen Gestalt mit ihren immanenten Potenzen. In der Elevation (Steigerung der Organisationshöhe) wird das organismische Leben zu immer höheren Stufen des Seinsgehaltes und des subjektiven Erlebnisreichtums emporgetragen. Hier äußert sich ein Ordnungsgeschehen, welches aus niedriger Ordnung fortschreitend höhere Ordnung schafft. Am auffälligsten wird die Autonomie des Lebendigen in den Regulationen am tierischen Keim und im Bereich des Psychischen. Durch die Evolution erscheint uns das Lebewesen als die im historischen Ablauf der Zeit fortschreitend aktualisierte Manifestation einer transzendenten Wirklichkeit.

Joseph Peitzmeier (Paderborn): Ergebnisse der Populationsgenetik und ihre Bedeutung für die Mikroevolution.

In der Population entscheidet sich das Schicksal der singulären Mikromutation, indem sie entweder zugrunde geht, oder unter günstigen Umständen sich bis zum homozygoten Rassenmerkmal entwickelt.

Die einer Mutation in der Population zum Siege verhelfenden Faktoren sind anorganischer und organischer Natur: Populationswellen, Arealverschiebungen, Selektions- und Isolationsvorgänge. Die Selektion beseitigt alle Mutationen, die für den Organismus irgendwie belastend sind. Die Isolation verhindert die Panmixie der Mutanten mit den Ausgangsformen. Die Isolation braucht nicht absolut zu sein, es genügt eine relative durch Abstand (Panmictic units, WRIGTH), die bewirkt wird durch geringe Beweglichkeit der Organismen oder durch Ortstreue oder oekologische Beharrung. Hierbei können auch nicht erbliche psychische Bindungen an den Biotop eine Rolle spielen. Eine Population, in der sich eine günstige Mutation durchgesetzt hat, kann anderen Populationen überlegen sein und bei Konkurrenz andere verdrängen (Populationsdynamik). So geht die Individualauslese innerhalb der Population zur Gruppenauslese der Populationen untereinander über. Eine günstige Mutation erhöht die Vermehrungsquote und bewirkt dadurch ihre Ausbreitung innerhalb des Artareals und u. U. über dieses hinaus.

In den Populationen liegt ein Reservefonds von präadaptiven Mutationen für zukünftige Umweltänderungen bereit. So können sich durch sie immer wieder Populationen bilden, die an neue Verhältnisse angepaßt sind. Die Mikromutationen geben also der Art über die Populationen die ökologische Elastizität. Die Allseitigkeit und scheinbare Richtungslosigkeit der intraspezifischen Mutabilität ist der ebenso allseitigen und richtungslosen Änderung der Umwelt zugeordnet und erweist sich dadurch als ein äußerst sinnvoller biologischer Vorgang.

Dieser intraspezifische Evolutionsvorgang läßt aus Populationen Rassen, aus Rassen Arten und aus Arten wieder Populationen in genetischer Differenzierung entstehen. Hierdurch wird die lebensnotwendige Einheit zwischen Organismus und Umwelt bei deren dauerndem Wechsel immer wieder hergestellt, und die Fülle der Lebensformen erhalten und vermehrt, die das Merkmal des Lebens überhaupt ist.

Felix Mainx (Wien): Mutationsforschung und der Begriff des Gens.

Dieser Vortrag ist auf Seite 45 wiedergegeben.

Hermann Muckermann (Berlin): Ergebnisse der Mutationsforschung und ihre Anwendung auf den Menschen.

Das Referat gab Antwort auf die Frage, inwieweit die Gesetzmäßigkeiten der Mutationsbildung infolge von ernährungsphysiologischen, klimatischen und Strahlen-Einwirkungen für die Vitalität und Differenzierung in der Stammesgeschichte der Menschheit Bedeutung haben. Der erste Abschnitt enthielt eine Darlegung der Eigenart und Bedeutung der Mutationen in der Menschheit der Gegenwart. Es wurden im besonderen die Ergebnisse der Psychopathologie unter Berücksichtigung der neuen Forschungen von Günter Elsässer 1952 gewertet und auf das Maß menschlichen Leides hingewiesen, das erblich abnorme Persönlichkeiten der Menschheit bereiten. Der zweite Abschnitt wandte sich der Ursachenfrage zu. Es wurde festgestellt, daß Stoffwechselveränderungen, die bei Tieren und Pflanzen Mutationen auslösen können, in der Stammesgeschichte der Menschheit einen entscheidenden Einfluß gehabt haben dürften, zumal in Verbindung mit klimatischen Veränderungen. Der russische Genetiker Vavilow habe mit Recht auf die Mutationszentren in den großen Wärmegürteln beiderseits des Äquators hingewiesen. Besonders bemerkenswert sei der entartende Einfluß von Röntgen- und Radiumstrah-

len. Auch die kleinste Strahlung dieser Art, die das Keimgefüge selbst trifft, mag erbschädigend wirken. Das Ausmaß rezessiver Mutationen, die auf solche Art entstehen, könne niemand abschätzen. Aber die Gefahr erblicher Entartung sei groß genug zu ernster Sorge, weil doch das biologische Erbgut in der Menschheit von entscheidendem Einfluß für Vitalität und Kulturgestaltung sei. Der dritte Abschnitt nahm Stellung zu den beiden Problemen, wie die Entstehung entartender Mutationen verhütet werden könne, und wie man sich den entstandenen Mutationen gegenüber zu verhalten habe. Was das erste Problem angeht, so sei zu bedenken, daß zwar gegen die Anwendung von Strahlen zu Heilzwecken nichts einzuwenden sei, daß aber das Keimgefüge selbst niemals Strahlen ausgesetzt werden dürfe, solange noch Nachwuchs erwartet werden könne. Das gelte nicht für die Ärzte und Patienten, sondern auch für alle, die in den großen Werkstätten zur Herstellung der Apparaturen tätig sind. In der Lösung des zweiten Problems könne es nur einen einzigen Weg geben, der das personale Sein des Menschen nicht verletzt. Man müsse die Ergebnisse der menschlichen Erbforschung in die Überlegungen einbauen, die die Selbsterziehung der jungen Menschen bestimmen sollten, damit sie auf Grund von Wahrscheinlichkeiten, die sonst bei wichtigen Entscheidungen als hinreichend betrachtet werden, die Eheschließung der Zukunft vorbereiten. Die Unfruchtbarmachung sei ethisch verwerflich und praktisch bedeutungslos. Im übrigen solle niemand die frohe Bejahung des Lebens belasten, ohne daß im Einzelfall ein wirklich ernster Grund vorliegt. Im ganzen seien jedenfalls die Entwicklungspotenzen in der Menschheit noch immer reich genug, um blühende Familien und eine verjüngte Menschheit aufzubauen, die reicher und glücklicher sei als die gegenwärtige.

Den Vorträgen folgten lebhafte Diskussionen, in denen besonders weitere Stellungnahmen zur weltanschaulichen Seite der behandelten Fragen erfolgten. *Franz Moeller*

Jahresbericht

erstattet von Generalsekretär Professor Dr. Hermann Conrad

I. Vorstand, Sektionsleiter und Beirat

Protector :

S. Eminenz Dr. Joseph Kardinal Frings, Erzbischof von Köln, Köln-Bayenthal, Bayenthalgürtel 31

Vorstand :

Präsident :

Professor Dr. Hans Peters, Köln-Lindenthal, Bitburger Str. 6

Vize-Präsident :

Professor Dr. Johannes Spörl, München 23, Kaiserstr. 59

Generalsekretär :

Professor Dr. Hermann Conrad, Mehlem/Rh., Oberastr. 31

Stellvertretender Generalsekretär :

Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber, Münster/Westf., Kanalstr. 14

Beisitzer :

Stadtdechant Prälat Dr. Robert Grosche, Köln, Gereonskloster 4

Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Laforet, Würzburg, Frauenlandstr. 12

Prälat Professor Dr. Max Meinertz, Münster/Westf., Kapitelstr. 14

Professor Dr.-Ing. Franz Moeller, Braunschweig, Pestalozzistr. 4

Professor Dr. Wilhelm Troll, Mainz, Am Rosengarten 12

Prälat Professor D. Dr. Johannes Vincke, Freiburg/Br., Immentalstr. 1

Sektionsleiter :

Sektion für Philosophie:

Professor Dr. Alois Dempf, München, Felix-Dahn-Str. 2

Sektion für Psychologie und Psychotherapie:

Professor Dr. Victor E. Freiherr von Gebattel, Würzburg, Fuchsleinstr. 15

Sektion für Geschichte:

Professor Dr. Johannes Spörl, München 23, Kaiserstr. 59

Sektion für Altertumskunde:

Professor Dr. Franz Beckmann, Münster/Westf., Hittorfstr. 46

Sektion für die Kunde des christlichen Orients:

Prälat Professor Dr. Georg Graf, Dillingen/D., Kard.-v.-Waldburg-Str. 7

Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:

Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Laforet, Würzburg, Frauenlandstr. 12

Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:

Professor Dr. Bernhard Pfister, München 49, Starnberger Str. 7

Sektion für Kunstwissenschaften:

Abteilung für Kunstgeschichte:

Professor Dr. Heinrich Lützeler, Bonn, Niebuhrstr. 19

Abteilung für Literaturgeschichte:

Professor Dr. Hermann Kunisch, Berlin-Nikolassee, Am Schlachtensee 134

Abteilung für Musikwissenschaft:

Professor Dr. Karl Gustav Fellerer, Köln-Lindenthal, Gottfried-Keller-Str. 1

Sektion für Volkskunde:

Prälat Professor D. Dr. Schreiber, Münster/Westf., Kanalstr. 14

Sektion für Naturwissenschaften und Technik:

Professor Dr.-Ing. Franz Moeller, Braunschweig, Pestalozzistr. 4

Beirat :

Adam, Karl, Professor Dr., Tübingen, Im Schönblick 6

Algermissen, Konrad, Msgr. Domkapitular Prälat Professor Dr., Hildesheim, Domhof 16

Ankermüller, Willi, Staatsminister a. D. Dr., München 15, Bayerstr. 47

Bachem, Franz Carl, Verleger Dr., Meersburg-Riedetsweiler, Haus am Dullenberg

Bigelmair, Andreas, Geheimer Regierungsrat Prälat Professor Dr., Dillingen/D.,

Kardinal-von-Waldburg-Str. 7

Borsbach, Ernst, Rechtsanwalt Dr., Bonn, Poppelsdorfer Allee 67

Braubach, Max, Professor Dr., Bonn, Endenicher Allee 5

Breuer, Jakob, Professor Dr., Bensberg Bez. Köln, Eichenhainallee 29

Dölger, Franz, Professor Dr., München 13, Agnesstr. 38

Dorneich, Julius, Verleger Dr., Freiburg/Br., Zasiusstr. 53

Eggersdorfer, Franz Xaver, Domdekan Prälat Professor Dr., Passau, Domplatz 8

Eibel, Hermann, Regierungsrat a. D. Direktor Dr., Mainz-Gonsenheim, Kapellenstr. 8

Eitel, Anton, Professor Dr., Münster/Westf., Staufenstr. 40

Elsen, Franz, Staatsbankdirektor Dr., München, Böttingerstr. 7

Engert, Joseph, Professor Dr., Regensburg 5, Herzog-Heinrich-Str. 10

Feldmann, Erich, Professor Dr., Bonn, Argelanderstr. 37

Fessler, Othmar, Min.-Rat a. D. Dr., Bad Godesberg, Plittersdorfer Str. 36b

Franckenstein, Freiherr von und zu, Ullstadt/Mfr.

Freys, Ernst, Geheimer Rat Dr., Donauwörth, Berg 36 ¹/₇

Fuchs, Alois, Domkapitular Professor Dr., Paderborn, Leokonvikt

Geyer, Bernhard, Prälat Professor Dr., Bonn, Händelstr. 9

Graf, Georg, Prälat Professor Dr., Dillingen/D., Kardinal-von-Waldburg-Str. 7

Greiß, Franz, Präsident der Industrie- und Handelskammer, Köln-Riehl, Riehler Gürtel 45

Grisar, Joseph, Professor P. Dr. S. J., Rom 101, Piazza della Pilotta, 4

Haindl, Georg, Kommerzienrat Dr., Augsburg, Georg-Haindl-Str. 4

Hardick, P. Dr. Lothar O. F. M., Warendorf/Westf., Klosterstr. 21

Heyer, Friedrich, Professor Dr., Bonn, Humboldtstr. 35

Hoheisel, Guido, Professor Dr., Köln-Lindenthal, Kerpener Str. 57

Homscheid, Albert, Stadtdechant Msgr., Koblenz, Kastorhof 8

Hopmann, Josef, Professor Dr., Wien 110, Türkenschanzstr. 17

Hübinger, Paul Egon, Professor Dr., Bonn, Beethovenstr. 24

Hüffer, Eduard, Verleger Dr., Münster/Westf., Kapitelstr. 20
 Irsch, Nikolaus, Domkapitular Professor Dr., Trier, Domfreihof 2
 Jedin, Hubert, Msgr. Professor Dr., Bonn, Argelanderstr. 2
 Jötten, Karl Wilhelm, Professor Dr., Münster/Westf., Hüfferstr. 64
 Kallen, Gerhard, Professor Dr., Köln-Lindenthal, Leiblplatz 5
 Keim, Walter, Min.-Rat Dr. Dr., München, Barerstr. 11
 Koeßler, Paul, Professor Dr.-Ing., Braunschweig, Abt-Jerusalem-Str. 8
 Kraft, Benedikt, Prälat Professor Dr., Bamberg, Jakobsplatz 13
 Kramer, Theodor, Domkapitular Dr., Würzburg, Domerschulgasse 2
 Laforet, Wilhelm, Geheimrat Professor Dr., Würzburg, Frauenlandstr. 12
 Lamay, Joseph, Domkapitular Msgr., Limburg/Lahn, Roßmarkt 16
 Lenhart, Ludwig, Professor Dr., Mainz, Liebfrauenplatz 6
 Lenz, Joseph, Professor Dr., Trier-Pallien, Rudolphinum
 Liertz, Rhaban, Dr. med., Köln, Ubierring 55
 Lortz, Joseph, Professor Dr., Mainz, Höfchen 5
 Meinertz, Gustav, Pfarrer a. D. Msgr. Prälat, Köln, Steinfelder Gasse 17
 Müller, Max, Professor Dr., Freiburg/Br., Reischstr. 12
 Nell-Breuning, Oswald von, Professor Dr. S. J., Frankfurt/M.-Süd 10, Offenbacher
 Landstr. 224
 Neuß, Wilhelm, Prälat Professor Dr., Bonn, Humboldtstr. 9
 Nordhoff, Heinz, Generaldirektor Dr.-Ing. E. h., Dipl.-Ing., Wolfsburg, Volkswagenwerk
 Pascher, Joseph, Prälat Professor Dr., München 22, Professor-Huber-Platz 1
 Peters, Karl, Professor Dr., Münster/Westf., Burchardstr. 16
 Riemer, Franz S., Generalvikar Dompropst Dr., Passau, Domplatz 4
 Rintelen, Fritz-Joachim von, Professor Dr. Dr. h. c., Mainz, Rosengarten 27
 Roelen, Wilhelm, Generaldirektor Dr.-Ing., Duisburg-Hamborn, Duisburger Str. 159a
 Sacher, Hermann, Hauptschriftleiter i. R. Dr., Freiburg/Br., Stadtstr. 56
 Salm-Reifferscheidt, Franz Joseph Fürst zu, Schloß Alfter bei Bonn
 Scharnagl, Anton, Weihbischof Dr., München 22, Widenmayerstr. 2
 Schaub, Friedrich, Professor Dr., Freiburg/Br., Basler Str. 34
 Schlüter-Hermkes, Maria, Dr., Rhöndorf/Rh.
 Schmaus, Michael, Prälat Professor Dr., München 22, Professor-Huber-Platz 1
 Schnabel, Franz, Professor Dr., München 38, Stuberstr. 25
 Schnippenkötter, Josef, Reg.-Dir. a. D. Dr., Köln-Marienburg, Leyboldstr. 5
 Schnütgen, Alexander, Staatsbibl.-Dir. i. R. Dr., Bonn, Schumannstr. 59
 Schöningh, Eduard, Verleger, Paderborn, Haxtergrund 9
 Schubert, Hans, Bundespostminister Dr.-Ing. E. h. Dipl.-Ing., Bonn, Bottlerplatz 1
 Schwend, Karl, Ministerialdirektor Dr., München 27, Wasserburger Str. 15
 Seppelt, Franz X., Prälat Professor Dr., München 13, Rambergstr. 8
 Spael, Wilhelm, Verleger Dr., Essen-Bredeney, Holunderweg 15
 Stein, Robert, Studienrat Dr., Leipzig S 3, Grimm-Weg 10
 Stoeckle, Hermann Maria, Rektor des Campo Santo, Msgr. Prälat Dr., Rom, Città del
 Vaticano, Campo Santo Teutonico
 Stummer, Friedrich, Professor D. Dr., München 22, Öttingenstr. 12
 Vincke, Johannes, Prälat Professor D. Dr., Freiburg/Br., Immentalstr. 1
 Vitalowitz, Hermann, Verlagsdirektor Dr. h. c., Gauting b. München, Wiesmahdstr. 4
 Weber, Adolf, Geheimrat Professor Dr., München 27, Pienzenauer Str. 4
 Weber, Helene, Min.-Rätin a. D. Dr. h. c., Essen-West, Hedwig-Dransfeld-Platz 2

Wegman, August, Verwaltungsbezirkspräsident, Oldenburg/Oldbg., Jahnstr. 1
 Wegner, Arthur, Professor Dr., Münster/Westf., Breul 23
 Wenzl, Aloys, Professor Dr., München 23, Bonner Str. 24
 Wolff, Paul, Gen.-Sekr. des KAV Dr. Dr., Bonn, Niebuhrstr. 16b

II. Mitgliederstand

vom 31. Dezember 1952:

1. Mitglieder	
a) zahlende	1133
b) lebenslängliche	72
	<hr/>
	1205
2. Teilnehmer	64
	<hr/>
	zusammen: 1269

III. Unsere Toten

Seit dem Erscheinen des letzten Jahresberichtes starben folgende Mitglieder:

Justizrat Professor Dr. August Adenauer, Köln
 Prälat Professor D. Dr. Arthur Allgeier, Freiburg/Br.
 Domkapitular Peter Brummer, Augsburg
 Generalvikar emer. Prälat Dr. Emmerich David, Köln
 Professor Dr. Ferdinand Graf Degenfeld-Schonburg, Wien
 Geheimrat Professor Dr. Dr. Christian Eckert, Köln
 S. Eminenz Dr. Michael Kardinal von Faulhaber, München
 Staatsoberbibliothekar a. D. Arsenius Fischer, Bad Salzuflen
 Professor Dr. Adalbert Hämel, Erlangen
 Redakteur Dr. Eduard Hemmerle, Köln
 Dechant Konrad Hengsbach, Gelsenkirchen-Schalke
 Oberstudiendirektor Dr. Valentin Henselmanns, Würzburg
 Justizrat Dr. Lorenz Hey, Trier, Bahnhofstr. 13
 Professor Dr. Andreas Huppertz, Leverkusen-Schlebusch
 Professor Dr. Gustav Kafka, Würzburg
 Rektor Gerhard Laufen, Arenberg
 Geistl. Rat Dr. Friedrich Wilhelm Lohmann, Ensen
 Prälat Professor D. Dr. Konrad Lübeck, Fulda
 Geistl. Rat Stadtpfarrer Franz Mittenhuber, Neumarkt
 Oberstudiendirektor Hans Robertz, Oberhausen-Sterkrade
 Dr. August Schaub, Mannheim
 Pfarrer Wilhelm Schmitz, Lüdenscheid
 Professor Dr. Alfons Maria Schneider, Göttingen
 Regens Dr. Otto Schöllig, Freiburg/Br.
 Pfarrer Hermann Schwirling, Herne
 Pfarrer Dr. Jakob Sebastian, Neumarkt
 Pfarrer Aegidius Steppe, Bruchsal

IV. Kassenbericht und Vermögenslage

Einnahmen:

Bestand am 1. 1. 1952	DM 35 085,80
Mitgliedsbeiträge	DM 10 387,—
Stipendienspenden	DM 20 650,—
Bibliotheksspenden	DM 12 000,—
Staatliche Zuwendungen	DM 13 946,—
Private Spenden	DM 6 360,—
	<u>DM 98 428,80</u>

Ausgaben:

Gehälter	DM 2 500,—
Büro-Unkosten (Drucksachen, Porto, Telefon, Telegramme, Bankspesen, Buchungsgebühren u. a.)	DM 2 339,22
Vorstandssitzung	DM 480,—
Generalversammlung Würzburg Oktober 1952 ...	DM 9 600,19
Jahresbericht 1951	DM 2 652,—
Römisches Institut	DM 6 876,63
Stipendiaten	DM 18 542,20
Wissenschaftliche Arbeiten	DM 1 500,—
Görres-Ausgabe	DM 4 103,30
Sektionen	DM 50,—
Bestand am 31. 12. 1952	DM 49 785,26
	<u>DM 98 428,80</u>

V. Institute und Auslandsbeziehungen

Das Römische Institut

Stand:

Direktor: Professor P. Engelbert Kirschbaum S. J., Rom, Piazza della Pilotta 4.

Sekretär: Dr. Ludwig Voelkl, Campo Santo Teutonico, Città del Vaticano, Via della Sagrestia 17.

Stipendiaten: Dr. Johannes Emminghaus (Liturgiewissenschaft), seit 1. 10. 52 in Paderborn. Dr. Walter Schumacher (Christl. Archäologie), Rom, Via di Villa Rutto 21 int. 7.

Dr. Konrad Reppen (Geschichte), Rom, Via Germanico 24 int. 16.

Ehrenmitglieder: Prof. Cunibert Mohlberg; Prof. Dr. Erik Peterson; Prof. P. Josef Grisar; Prof. P. Franz Pelster.

Tätigkeit:

Bereits zu Beginn des Kalenderjahres konnte das Römische Institut einen gewissen Höhepunkt verzeichnen, indem der Direktor des Institutes, Prof. Dr. Engelbert Kirschbaum, die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge mit seinen Ausführungen über „Das Petrusgrab in vorkonstantinischer Zeit“ eröffnete. In meisterhafter Anlage und Durchführung wurde den deutschen Gelehrten in Rom zum ersten Male, und dies aus erster Hand, der Werdegang sowie die wissenschaftliche Ausbeute der Ausgrabungen unter St. Peter

vorgelegt und durch eine Reihe von Farbaufnahmen, die an Ort und Stelle im Laufe der Ausgrabungen gemacht worden waren, illustriert. Die Grundgedanken der Ausführungen (siehe: Stimmen der Zeit 150,11 (1952), 321–332; sowie 150,12 (1952), 401–410) führten an Hand der monumentalen Funde bis in die Zeit des hl. Petrus hinab und ließen in zwingender Konsequenz die Entwicklung vom Grab über Memoria (Tropaion), Confessio zur heutigen Basilika erleben.

Professor Dr. Erhard Platzeck (Rom) knüpfte in einem weiteren Vortrage an die von Dr. Haubst im Dezember 1951 umrissene Problematik (Bedeutung des Trinitätsgedankens bei Nikolaus von Kues) an und bot in seinen „Grundfragen zur Philosophie des Raymon Lull“ eine wesentliche Beleuchtung und Bereicherung des gesamten Fragenkomplexes. Dabei beleuchtete er als Hauptcharakteristikum der Lullischen Kombinatorik die „Ars Magna“, die darin bestand, eine Reihe von Grundbegriffen (Gott, Welt usw.) mit Hilfe der verschiedensten geometrischen Figuren (Kreise, Dreiecke usw.) sowie der entsprechenden Hilfslinien mit freigewählten Stichworten (bonitas, magnitudo, deformitas usw.) in Verbindung zu setzen und nach einem variablen Dreiersystem (differentia, concordantia, contrarietas usw.) in Form von Frage und Antwort (utrum, quid, de quo usw.) zu behandeln. Damit wollte er vor allem den theologisch ungebildeten Laien, Christen wie Heiden (Mohammedanern), ein Instrument in die Hand geben, mit dessen Handhabung jedermann in spielerischer Weise sich ein philosophisches bzw. theologisches Wertesystem erarbeiten könnte.

Dr. Heinrich Thelen (Rom) bot aus der Überfülle seiner Forschungsergebnisse über Borromini eine kleine Zusammenfassung über „Die Umgestaltung der Lateranbasilika durch Borromini“ und belegte seine Thesen durch ein bis jetzt noch nicht veröffentlichtes Quellenmaterial. Tastversuche am Bauwerk selbst sowie vergleichendes Bildmaterial ließen einwandfrei erkennen, daß Borromini das konstantinische Mauerwerk so weit als irgendwie möglich schonte, es wegen Einsturzgefahr mit einem neuen Mauerwerk ummantelte, verstärkte und korrigierte und den gesamten Bau gegen Osten mit einer neuen Fassade abgeschlossen hatte.

Privatdozent Dr. Josef Fink (Münster) schloß seinen Studienaufenthalt in Italien mit einem Resumé über die in Aquileja durchgeführten Forschungen. Dabei stellte er in überzeugender Weise unter dem Motto: „Die ersten christlichen Basiliken am Domplatz zu Aquileja“, die Mosaiken der beiden Basiliken als Bodendekoration römischer Palastanlagen außer Zweifel und interpretierte aus der Fülle der christlichen, erst nachträglich eingefügten Motive, vor allem dem „Kampf zwischen Hahn und Schildkröte“, als ein Bild, das den Kampf zwischen Christentum (Hahn als Zeichen der Wachsamkeit und Auferstehung, Morgenröte) und der Häresie (Schildkröte = Tartaruga/Tartarus/Finsternis) schildern sollte.

Im Rahmen einer Vortragsreihe gaben die Darlegungen des Privatdozenten Dr. Friedrich Heer (Wien) über „Das Geschichtsdenken des 12. Jahrhunderts“ einen dankenswerten Querschnitt und Einblick in die Überfülle von Problemen, Spannungen und Lösungen, welche die beiden Machtsphären „Regnum und Sacerdotium“ im 12. Jahrhundert mit sich gebracht hatten.

Mit dem „Hörer des Logos“, in Verbindung mit dem Untertitel „Der Mensch bei Heraklit“ eröffnete Professor Dr. Lotz S. J. die neue Vortragsreihe in dem neu erstellten Museumssaale. Die aus überragender Schau und meisterhafter Sachkenntnis gebotenen Darlegungen über Herakleitos von Ephesus, genannt der Dunkle (540 a. Chr.), und dessen System, das die Materie in steter Bewegung vom Feuer ausgehen und über die Erscheinungsformen von Wasser – Erde – Wasser wieder zum Feuer zurückkehren läßt, legten klar, daß

alle Weisheit in der Erkenntnis dieses Weltgesetzes gipfelt und daß der Mensch, selbst eine Erscheinungsform der Materie, erst zum Menschen wird durch die Fähigkeit, auf den Logos hinzuhorchen. Als „Hörer des Logos“ hat nun der Mensch diese seine Fähigkeit zu nützen, die Gesetze der Welt zu erkennen, nach den gewonnenen Erkenntnissen zu leben und somit in der Harmonie mit den Gesetzen der Welt und dem Logos zu bleiben.

Museumssaal:

Der hinreichend als Versammlungsraum des Römischen Institutes der Görres-Gesellschaft bekannte große Museumssaal des Campo Santo in Rom konnte dank der Initiative des Institut-Direktors Professor Dr. E. Kirschbaum S. J. nach dem fachmännischen Gutachten des Herrn Architekten Professor Dr. Apollony-Ghetti in Rom aus eigenen Mitteln instandgesetzt werden. Licht- und Heizanlagen, Stühle, Podium und Pultisch vervollständigen einen den deutschen wissenschaftlichen Vertretern und Forschern würdigen Vortragssaal, während die sechs mit Kristallplatten und Beleuchtungsmöglichkeiten ausgestatteten Wandvitrinen die Museumsbestände des Hauses in wechselnder Folge den Besuchern wieder zugänglich machen. Zur weiteren Vervollständigung der Ausstattung erhielt das Institut in dankenswerter Weise durch Vermittlung der Görres-Gesellschaft von der Bundesregierung einen Leitz-Projektor mit Zubehör.

Bibliothek:

Abgesehen von der Instandsetzung sowie Neukatalogisierung der alten Bücherbestände hat das Institut namhafte Neuzugänge über die Görres-Gesellschaft wie auch durch eigene Anschaffungen zu verzeichnen. Rein zahlenmäßig entfallen auf die Görres-Gesellschaft 312, auf das Römische Institut 110 Bücher, eine anerkennenswerte Leistung, die in letzterem Falle noch durch die Buchbinderkosten für 150 Bücher bzw. Zeitschriften erhöht wird. Die Bibliothek, die sich durch einen bemerkenswert guten Grundstock auszeichnet und sich auch aus diesem Grunde eines regen Zuspruchs erfreut, hat leider noch nicht die in den letzten 10 Jahren und zum Teil durch den Ausfall der R. Q. Schr. bedingten Lücken, die gerade auf dem Gebiete der Altertums- und Geschichtswissenschaft sich besonders fühlbar machen, auszufüllen vermocht. Vielleicht wäre diesem Übel durch Zuwendung von Dubletten, Rezensionsexemplaren von seiten der Mitglieder der Görres-Gesellschaft in der Bundesrepublik abzuwenden. Abgesehen von einigen Tageszeitungen und Kirchenblättern, die auf Grund einer Werbeaktion kostenlos zur Verfügung gestellt werden und in dem mit der Bibliothek verbundenen Lesesaal aufliegen, stehen außerdem noch 35 Fachzeitschriften, die ebenfalls vom Institut aufgebracht werden, zur Verfügung.

Forschungsreisen:

Eine von den Stipendiaten der Görres-Gesellschaft H. Dr. Johannes Emminghaus und Dr. Walter Schumacher unternommene mehrwöchige Studienreise nach Ägypten, Syrien und Kleinasien konnte auch von seiten des Instituts durch finanzielle Beihilfe gefördert werden.

Verschiedenes:

Wiederholte Versuche, auch die Laienstipendiaten der Görres-Gesellschaft in Rom im Fremdenhospiz des Campo Santo Teutonico für die Dauer ihres Romaufenthaltes unterzubringen, ließen sich leider noch nicht verwirklichen. Die Anweisung der Görres-Gesellschaft an ihre in Italien befindlichen Mitglieder, ihre Beitragsleistungen an das Römische Institut abzuführen, möge hiermit auch anerkennend vermerkt sein.

Ludwig Voelkl

Der Weltkongress der Pax Romana in Kanada im August 1952¹⁾

Durch den 22. Weltkongreß, den die Pax Romana im August 1952 in Kanada veranstaltete, erwies diese sich wieder als weltumspannende Organisation der katholischen Akademiker und Studenten; denn der Kongreß war eine Versammlung akademischer Katholiken aus fast allen Ländern der Erde. Auch die Vertreter Australiens, Afrikas und Asiens nahmen neben denen der alten und neuen Welt daran teil. Trotz der Vielzahl der Sprachen, die auf dem Kongreß erklangen, gab es eine allgemeingültige Sprache, in der sich alle Nationen verstanden: das Latein der Kirche, in dem bei besonders feierlichen Anlässen der Sitzungen und Verhandlungen das Credo, das Magnificat oder das Pater Noster erklangen.

Obwohl die Görres-Gesellschaft bisher noch nicht Mitglied der Pax Romana ist, entsandte sie den Generalsekretär zum Kongreß, der als Mitglied des Generalvorstandes des Kath. Akademiker-Verbandes zugleich mit dessen Generalsekretär Dr. Paul Wolff (Bonn) und Professor Dr. Joseph Pieper (Münster) den Kath. Akademiker-Verband auf dem Kongreß vertrat. Die Entsendung eines Vertreters nach Kanada wurde der Görres-Gesellschaft nur durch die finanzielle Hilfe von seiten des Auswärtigen Amtes und des Landes Nordrhein-Westfalen ermöglicht, die einen Teil der Reisekosten bestreiten konnten. Der Gesellschaft selbst stehen für solche Zwecke keine Mittel zur Verfügung.

Der Kongreß gliederte sich in drei Teile. Die Sitzungen in Toronto (19. bis 24. August 1952) waren organisatorischen Fragen gewidmet. Zum Präsidenten des Mouvement International des Intellectuels Catholiques (MIIC entsprechend dem Mouvement International des Étudiants Catholiques = MIEC) wurde Hugh S. Taylor, Professor an der Princeton University und Past Chairman of the Catholic Commission for Intellectual and Cultural Affairs (CCICA) of the United States gewählt. Dem Leitungsstab gehörten ferner an: Professor R. Sugranyes de Franch, der Generalsekretär des MIIC und sein Mitarbeiter M. Thaddäus Szmitkowski Freiburg i. Ü.) sowie der geistliche Beirat Rev. Jean de la Croix Kaelin O. P. (Frankreich).

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Tagung in Montreal (25. bis 30. August 1952) stand das Thema „Die Aufgabe der Universität“ (The Mission of the University; La Mission de l'Université), das unter verschiedenen Gesichtspunkten behandelt wurde. Um eine eingehende Behandlung des Hauptthemas zu ermöglichen, wurden Kommissionen gebildet, von denen eine unter deutscher Leitung (Professor Dr. Joseph Pieper) stand. S. Heiligkeit Papst Pius XII. richtete an den Weltkongreß der Pax Romana ein Handschreiben, in dem die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit und der Katholischen Universität hervorgehoben wird. Das Ergebnis der Arbeitstagung in Montreal wurde auf der Schlußsitzung in Québec (31. August und 1. September 1952) in Entschließungen niedergelegt, in denen erneut die Bedeutung der katholischen Universität betont wurde.

Bankette, Ausflüge zu den Niagara-Fällen und in die Laurentians sowie sonstige verschiedenartige Veranstaltungen unterbrachen die ernste Arbeit des Kongresses, dessen Schluß ein feierliches Pontifikalamt in der Kathedrale des berühmten Wallfahrtsortes St. Anne-de-Beaupré am St. Lorenzstrom bildete, der dem europäischen Besucher des französischen Kanada einen guten Einblick in die Volksfrömmigkeit des Landes gewährte.

Die Arbeitstagung des Jahres 1953 wird vom 7. bis 11. August in Bonn stattfinden.

Hermann Conrad

¹⁾ Vgl. den Bericht über die Tagung nebst Wiedergabe des Schreibens S. H. Papst Pius XII., zweier Vorträge und der Rede des Präsidenten Prof. Hugh S. Taylor sowie der Entschließungen des Kongresses in The Catholic Commission on Intellectual and Cultural Affairs at The Twenty-second World Congress of Pax Romana, Canada, 1952, The Catholic Commission on Intellectual and Cultural Affairs, 4300 Harewood Road, N. E. Washington, D. C.

VI. Aus der Arbeit der Gesellschaft

Nachdem im vorvergangenen Geschäftsjahre die organisatorischen Arbeiten im Wiederaufbau der Gesellschaft zum Abschluß gebracht wurden, konnte sich im abgelaufenen Geschäftsjahr die Leitung der Gesellschaft der wichtigen Aufgabe des Ausbaues der Auslandsbeziehungen zuwenden. In der Zeit vor ihrem Verbot hatte die Görres-Gesellschaft nicht nur über drei Auslandsinstitute, sondern auch über weitreichende wissenschaftliche Auslandsbeziehungen verfügt, die wenigstens teilweise durch das Verbot abgerissen sind. Teilweise konnten allerdings auch die bestehenden Verbindungen durch einzelne führende Mitglieder der Gesellschaft weiter unterhalten werden. Hier ist vor allem auf die persönlichen Beziehungen der Herren Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber (Münster), Prälat Professor Dr. Wilhelm Neuß (Bonn) und Prälat Professor D. Dr. Johannes Vincke (Freiburg/Br.) zu spanischen Gelehrten zu verweisen. Diese bildeten auch die Grundlage zur Wiedererrichtung des Spanischen Institutes in Madrid, die während der Generalversammlung in Würzburg vollzogen werden konnte. Zu diesem Akt waren außer dem Generalsekretär des Obersten Spanischen Forschungsrates, Dr. José Maria Albareda (Madrid), Prälat Professor Dr. Antonio Griera und Dr. Josef Vives aus Barcelona nach Würzburg gekommen. In einer Sondersitzung mit den spanischen Freunden der Gesellschaft wurde am 4. Oktober 1952 das Spanische Institut der Gesellschaft wiederbegründet, das in den Räumen des Obersten Spanischen Forschungsrates in Madrid untergebracht werden wird. Zunächst soll die Einrichtung einer deutschen wissenschaftlichen Bibliothek erfolgen. Die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Planes sind bereits unternommen. Mit Hilfe von Stipendien des Bundesinnenministeriums konnten die Herren Dr. Gerhard Matern und Dr. Heinrich Bihler als erste Stipendiaten der Gesellschaft nach Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Beziehungen zu Spanien nach Madrid entsandt werden. Auch in diesem Falle handelt die Görres-Gesellschaft, wie so oft als Treuhänderin der Deutschen Wissenschaft, um dieser den Weg ins Ausland wieder in vollem Umfange zu öffnen.

Im Zuge der Vertiefung ihrer Auslandsbeziehungen wandte die Gesellschaft ihr Interesse auch dem Ausbau des Römischen Institutes zu. Der Bibliothek konnten erneut Bestände zur Verfügung gestellt werden. Ein ansehnlicher Betrag des Bundesinnenministeriums ermöglichte die Beschaffung von wertvollen Werken, so daß empfindliche Lücken geschlossen werden konnten. Bisher war diese Bibliothek die einzige allgemein zugängliche wissenschaftliche deutsche Bibliothek in Rom. Das Bundesinnenministerium stellte außerdem einen bundeseigenen Projektionsapparat für die Zwecke des Institutes zur Verfügung. Die Zahl der Stipendiaten am Römischen Institut konnte vermehrt werden. Zur Zeit beträgt die Zahl der zur Verfügung stehenden Stipendien drei. Von den beiden bisher in Rom weilenden Stipendiaten kehrte Dr. Johannes Emminghaus nach Deutschland zurück, während Dr. Walter Schumacher noch bis Ende März in Rom verbleibt. Das Land Nordrhein-Westfalen ermöglichte die Entsendung eines dritten Stipendiaten nach Rom, Dr. Konrad Repgen. An die Stelle der ausscheidenden Stipendiaten werden die Herren Dr. Karl Bosl (München) und Dr. Helmut Hucke (Freiburg/Br.) im Laufe des Jahres 1953 nach Rom gehen.

Als ein weiterer wichtiger Schritt zur Intensivierung der wissenschaftlichen Auslandsbeziehungen darf die Entsendung des Generalsekretärs Professor Dr. Hermann Conrad (Bonn) zum Weltkongreß der Pax Romana in Canada im August/September 1952 gesehen werden. An der Vorbereitung der diesjährigen Arbeitstagung der Pax Romana in Bonn wird die Görres-Gesellschaft neben dem Kath. Akademiker-Verband aktiv beteiligt sein. Die Arbeitstagung findet vom 7. bis 11. August in der Bundeshauptstadt Bonn statt (vgl. auch Sonderbericht S. 87).

Die wachsende Bedeutung der Psychologie und Psychotherapie als Wissenschaftszweige hatte die Görres-Gesellschaft schon 1951 veranlaßt, die Zahl ihrer Sektionen um eine zu vermehren, die Sektion für Psychologie und Psychotherapie, die bisher unter der Leitung des leider verstorbenen Professor Dr. Gustav Kafka (Würzburg) stand, der nicht nur in vorbildlicher Weise den Ausbau der neugegründeten Sektion im Laufe des vergangenen Geschäftsjahres durchführte, sondern auch noch die Hauptarbeit zur Vorbereitung der Generalversammlung der Gesellschaft in Würzburg leistete. Auf der Generalversammlung in Würzburg konnte die neugegründete Sektion erstmalig durch wissenschaftliche Vorträge und die Vorlage des 1. Heftes des neuerscheinenden Jahrbuches hervortreten (vgl. auch S. 62).

Neben diesen größeren neuübernommenen Aufgaben liefen die Arbeiten an den Publikationen der Gesellschaft weiter fort. Neue Publikationen konnten in Angriff genommen werden. Unter der bewährten Leitung von Professor Dr. Johannes Spörl (München) erschien der 71. Band des Historischen Jahrbuchs im Verlag Karl Alber, München. Der 72. Band ist abgeschlossen. Er ist als Festschrift für Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber (Münster) im Juni 1953 erschienen. Auch das Philosophische Jahrbuch wurde unter Leitung von Professor Dr. Alois Dempf (München) fortgeführt. Das Kirchenmusikalische Jahrbuch erscheint weiter im Auftrage der Cäcilien-Vereine und der Görres-Gesellschaft unter Leitung von Professor Dr. Karl-Gustav Fellerer (Köln). Dem rührigen Leiter der Sektion für Psychologie und Psychotherapie ist das Erscheinen des Jahrbuches für Psychologie und Psychotherapie (Echter-Verlag, Würzburg) zu danken, dessen Herausgabe in der Hand der Professoren Dr. Gustav Kafka (Würzburg) und Dr. Viktor E. Freiherr von Gebattel (Würzburg) liegt. Anlässlich der Generalversammlung in Würzburg konnte das erste Heft ausgeliefert werden, das zweite liegt soeben vor.

Das Erscheinen der Römischen Quartalschrift ist sichergestellt. Auch das Wiedererscheinen des *Oriens Christianus* ist in Aussicht genommen. Als Herausgeber waren die Herren Professor Dr. Alfons Maria Schneider (Göttingen) und Pater Hieronymus Engberding (Gerleve) vorgesehen. Professor Dr. Schneider ist inzwischen auf einer Studienreise in Syrien plötzlich verstorben. Die Vorbereitung eines literaturwissenschaftlichen Jahrbuches liegt in der Hand von Professor Dr. Hermann Kunisch (Berlin). Die Sektion für Naturwissenschaften und Technik plant die Herausgabe einer Schriftenreihe. Auch die Herausgabe eines Jahrbuches der Volkskunde wurde erwogen. Mit den Vorarbeiten wurde Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber (Münster) beauftragt.

Als eine der wichtigsten Aufgaben wird in den kommenden Jahren die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Vordergrund treten müssen. Bisher hat die Görres-Gesellschaft dieses Problem nur in begrenztem Umfange aufrollen können. Die Verschaffung und Gewährung von Stipendien für junge Forscher, die in Spanien und Italien arbeiten, ist ein Anfang auf dem schwierigen Wege der Nachwuchsförderung. In Zukunft werden aber auch in Deutschland arbeitende wissenschaftliche Kräfte gefördert werden müssen. Hierzu bedarf die Görres-Gesellschaft, wie schon wiederholt betont worden ist, der Hilfe weiter katholischer Volkskreise, da sie aus eigenen Kräften nicht in der Lage ist, eine so umfangreiche Aufgabe der Lösung entgegenzuführen. In bezug auf diese Frage erklärte S. Exzellenz, der Hochwürdigste Bischof von Würzburg, Dr. Julius Döpfner in seiner Ansprache im Pontifikalamt am Sonntag, den 5. Oktober 1952, daß das Anliegen der Görres-Gesellschaft zum Anliegen des ganzen katholischen Volkes werden müsse. Inzwischen hat der Cartell-Verband der farbentragenden katholischen Studentenverbindungen einen jähr-

lichen Betrag als Zuschuß für die Zwecke der Görres-Gesellschaft ausgesetzt, der von dieser gerne als Beitrag zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses angenommen wird.

VII. Historisches Jahrbuch

Im August 1952 erschien der 71. Band des Historischen Jahrbuches im Umfang von 32 Bogen. Er enthält außer einem ausführlichen Rezensionsteil und Nachrufen folgende Aufsätze und Beiträge:

Altaner Berthold, Augustinus in der griechischen Kirche bis auf Photius.

Büttner Heinrich, Aus den Anfängen des abendländischen Staatsgedankens.

Jedin Hubert, Der kaiserliche Protest gegen die Translation des Konzils von Trient nach Bologna. Neue Aktenstücke aus dem Notariatsarchiv in Barcelona.

Lang Hugo, Die Versammlung katholischer Gelehrter in München-St. Bonifaz vom 28. IX. bis 1. X. 1863.

Newald Richard, Renatae Litterae und Reformatio. Gedanken zur Geistesgeschichte des ausgehenden Mittelalters.

Schwingen Karl Emil Schabinger Frh. v., Nisâmulmulk und das Abbassidische Chalifat.

Spindler Max, Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen in Bayern im 19. Jahrhundert.

Sydow Jürgen, Anregungen und Probleme der Münzepigraphik.

Uslar Rafael v., Archäologische Fundgruppen und germanische Stammesgebiete vornehmlich aus der Zeit um Christi Geburt.

Vasella Oskar, Vom Wesen der Eidgenossenschaft im 15. und 16. Jahrhundert.

Wentzcke Paul, Ideale und Irrtümer deutschen Einheitsstrebens in Lebensläufen der Brüder Fritz, Heinrich und Max von Gagern.

Bischoff Bernhard, Eine mittelalterliche Ovidlegende.

Braubach Max, Beiträge zur Geschichtsschreibung der neueren Zeit.

Euringer Sebastian †, Das Sator-Arepe-Quadrat. Aberglaube und Arkandisziplin?

Lübeck Konrad, Die Äbte von Fulda als Politiker Ottos des Großen.

Schenk Wilhelm, Reginald Pole and Gianpietro Caraffa. An unpublished document.

Zoepfl Friedrich, Die Augsburger Bischöfe im Investiturstreit.

Inzwischen ist Band 72 als Festgabe für Prälat Professor D. Dr. Georg Schreiber fertiggestellt (XXIV u. 632 S.). Der Inhalt wird im nächsten Jahresbericht aufgeführt. Dazu erscheint gesondert eine ausführliche Bibliographie, wodurch die hohen Verdienste des Jubilars um die Forschung wie um das politisch-staatliche Leben überzeugend zum Ausdruck kommen.

Johannes Spörl

Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft seit 1945

Historisches Jahrbuch

im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Johannes Spörl. 62. bis 69. Jahrgang, I. und II. Halbband, 1949, DM 50,-. Kommissionsverlag J. P. Bachem, Köln.

70. Jahrgang 1951 DM 25,50, 71. Jahrgang 1952 DM 31,50, 72. Jahrgang 1953 DM 38,- (Festschrift für Georg Schreiber). Kommissionsverlag Karl Alber, München-Freiburg.

Mitglieder der Gesellschaft erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis durch Bestellung bei „Görres-Gesellschaft, Sektion für Geschichte, München 23, Kaiserstraße 59/3“.

Philosophisches Jahrbuch

im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von A. Wenzl, A. Dempf, H. Meyer, J. Koch, J. Barion, W. Troll, F. J. v. Rintelen, M. Müller, G. Siegmund, V. Rüfner, H. Pfeil, P. Wilpert. Im Jahresbezug (4 Hefte) DM 14,-, Einzelheft DM 4,-. 56. bis 61. Band. Verlag Parzeller & Co., Fulda

Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie

im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Victor E. Freiherr von Gebattel und W. J. Revers. Heft 1 erschien im Oktober 1952, Heft 2 im Februar 1953. Im Jahresbezug (4 Hefte) DM 28,-, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft DM 24,-, Einzelheft DM 8,50. Echter-Verlag, Würzburg

Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatum nova collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos litterarum studiis. Tom. VI: Actorum pars tertia, volumen prius: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta, ex collectionibus Sebastiani Merkle auxit, edidit, illustravit Theobaldus Freudenberger. 4^o, XII u. 864 S. 1950. Brosch. DM 70,-, Halbfranz DM 88,-. Tom. VII in Vorbereitung.

Verlag Herder & Co., Freiburg

Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Gegenwartsprobleme des Rechts, Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie, herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp. Band I, 1950, kart. DM 5,80, Band II, 1950, kart. DM 6,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsgeschichtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee, von Wilhelm Schwer. 2. Auflage, 1952, kart. DM 7,20.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Kirchenmusikalisches Jahrbuch

herausgegeben von Karl Gustav Fellerer. 34. Jahrgang 1950, kart. DM 6,80. 35. Jahrgang 1951, kart. DM 8,-. 36. Jahrgang 1952, kart. DM 9,-.

Verlag J. P. Bachem, Köln

In Vorbereitung:

Joseph Görres, Gesammelte Schriften

Im Herbst 1953 erscheint Band 4, Geistesgeschichtliche und literarische Schriften, 1808 bis 1817. Herausgegeben von Leo Just. Etwa 320 Seiten, Ln., Subskriptionspreis DM 19,50, Ladenpreis DM 24,-, für Mitglieder der Görres-Gesellschaft DM 19,50. - In Vorbereitung befinden sich Band 15: Historisch-politisches Schrifttum der Münchener Zeit von 1831 bis 1838, herausgegeben von Regierungsrat Dr. Ernst Deuerlein. Band 14: Schriften der Straßburger Zeit, herausgegeben von Bibliotheksdirektor i. R. Dr. Alexander Schnütgen. Band 20: Philosophische Schriften und christliche Mysik, herausgegeben von Professor Dr. Alois Dempf. - Dann folgen als Abschluß des Gesamtwerkes die Bände: 17, 18, 19, 21-24. Verlag J. P. Bachem, Köln

Oriens Christianus

Zeitschrift für die Kunde des christlichen Orients. Band 37, 1953.
Verlag Otto Harrassowitz, Wiesbaden

Römische Quartalschrift

herausgegeben vom Campo Santo und dem Römischen Institut der Görres-Gesellschaft.
Schriftleitung: Johannes Kollwitz und Johannes Vincke.
Verlag Herder & Co., Freiburg

Spanische Forschungen

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster